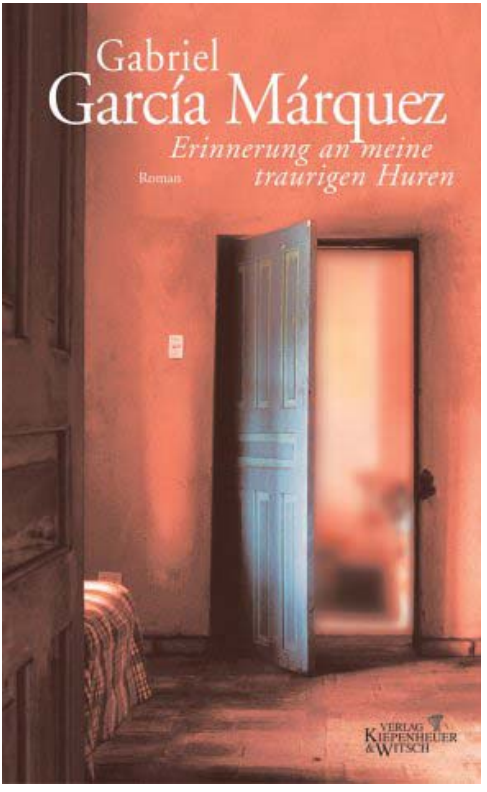


GABRIEL GARCÍA MÁRQUEZ

ERINNERUNG AN MEINE TRAURIGEN HUREN

ROMAN

Aus dem Spanischen
von Dagmar Ploetz

KIEPENHEUER & WITSCH

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln
Umschlagfoto: © phoronica / Lorna Clark

1. Auflage 2004

Titel der Originalausgabe:

Memoria de mis putas tristes

© 2004 Gabriel García Márquez

ISBN 5-462-05452-9

GABRIEL GARCÍA
MÁRQUEZ

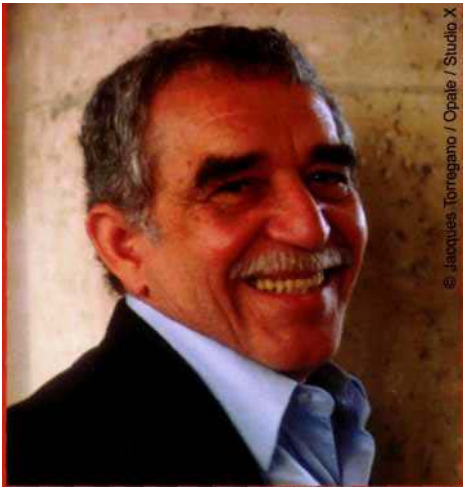
ERINNERUNG AN MEINE TRAURIGEN HUREN

ROMAN

Aus dem Spanischen
von Dagmar Ploetz

KIEPENHEUER & WITSCH

Zu seinem 90. Geburtstag schenkt sich ein alter Mann, der sein Leben lang nur käufliche Liebe gekannt hat, in einem Bordell eine Nacht mit einer Jungfrau. In dieser Nacht, der noch viele folgen sollten, betrachtet er verzaubert die schlafende Schöne und empfindet zum ersten Mal in seinem Leben Liebe. Ein Roman voller Melancholie und Humor, voller Klugheit und Zärtlichkeit. Der alte Mann und das Mädchen, ein Thema der Weltliteratur, wird von García Márquez auf meisterhafte Weise karibisch variiert.



Gabriel García Márquez,

geboren 1927 in Aracataca, Kolumbien, arbeitete nach dem abgebrochenen Jurastudium zunächst als Journalist. Sein umfangreiches literarisches und journalistisches Werk ist in Millionenauflagen verbreitet. Gabriel Garcia Márquez erhielt 1982 den Nobelpreis für Literatur.

Dagmar Ploetz, geboren 1946, übersetzt aus dem Spanischen u.a. Werke von Rafael Chirbes, Gabriel García Márquez und Juan Marse.

Das gesamte Werk von Gabriel García Márquez ist bei Kiepenheuer & Witsch lieferbar.

1. Auflage 2004
Titel der Originalausgabe:
Memoria de mis putas tristes
© 2004 Gabriel García Márquez
Aus dem Spanischen von Dagmar Ploetz
Lektorat: Bärbel Fiad
© 2004 by Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes
darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm
oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche
Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter
Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.
Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln
Umschlagfoto:© photonica/Lorna Clark
Satz: Kalle Giese, Overath
Druck und Bindearbeiten:
GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 5-462-05452-9

»Er möge sich, beschwor den alten Eguchi
die Frau in dem kleinen Hotel,
nur ja keine üblen Scherze erlauben; dem
schlafenden Mädchen etwa mit dem Finger
in den Mund zu langen gehe nicht an.«

Yasunari Kawabata,
Die schlafenden Schönen

1

In meinem neunzigsten Jahr wollte ich mir zum Geburtstag eine liebestolle Nacht mit einem unschuldigen Mädchen schenken. Mir kam Rosa Cabarcas in den Sinn, die ein heimliches Bordell betrieb und guten Kunden Bescheid zu geben pflegte, wenn sie etwas Neues zu bieten hatte. Nie war ich dieser noch sonst einer ihrer obszönen Verlockungen erlegen, sie aber glaubte nicht an die Reinheit meiner Prinzipien. Auch die Moral ist eine Frage der Zeit, sagte sie mit einem maliziösen Lächeln, du wirst schon sehen. Sie war nur etwas jünger als ich, und ich hatte seit so vielen Jahren nichts von ihr gehört, dass sie inzwischen verstorben sein mochte. Doch nach dem ersten Klingelzeichen

erkannte ich ihre Stimme am Telefon und sagte ohne Umschweife:

»Heute ist es so weit.«

Sie seufzte: Ach, du trauriger Gelehrter, zwanzig Jahre lang bist du verschwunden, dann tauchst du wieder auf und verlangst Unmögliches. Sogleich besann sie sich jedoch auf ihr Handwerk und machte mir ein halbes Dutzend köstlicher Angebote, allerdings nur Gebrauchtware. Ich insistierte, nein, das Mädchen müsse Jungfrau sein, und ich wolle es für eben diese Nacht. Beunruhigt fragte sie: Was willst du dir beweisen? Nichts, erwiderte ich, dort verletzt, wo es am meisten schmerzte, ich weiß genau, was ich kann und was nicht. Gleichmütig meinte sie, Gelehrte wüssten alles, aber eben doch nicht alles: Die einzigen Jungfrauen, die es auf der Welt noch gibt, seid ihr, die im August geborenen. Warum hast du mir den Auftrag nicht früher gegeben? Die Inspiration kündigt sich nicht an, sagte ich. Aber sie wartet vielleicht, sagte sie, wie stets schlagfertiger als jeder Mann, und bat, ich solle ihr wenigstens zwei Tage geben, um den

Markt zu sondieren. Ich erwiderte ernst, dass bei einem solchen Geschäft und in meinem Alter jede Stunde ein Jahr ist. Dann geht es eben nicht, sagte sie ihrer Sache gewiss, aber egal, umso aufregender das Ganze, was soll's, in einer Stunde rufe ich dich an.

Ich brauche es nicht zu erwähnen, denn man sieht es mir meilenweit an: Ich bin hässlich, schüchtern und altmodisch. All das wollte ich nicht sein und habe deshalb das genaue Gegenteil vorgetäuscht. Bis heute, da ich aus eigenem, freien Willen beschließe, mich so zu schildern, wie ich bin, und sei es nur, um mein Gewissen zu erleichtern. An den Anfang stelle ich den unsäglichen Anruf bei Rosa Cabarcas, denn von heute aus gesehen, begann damit ein neues Leben, und das in einem Alter, in dem die meisten Sterblichen schon tot sind.

Ich wohne auf der Sonnenseite des Parks San Nicolás, in einem Haus aus der Kolonialzeit, in dem ich ohne Frau und Vermögen mein ganzes Leben verbracht habe, in dem schon meine Eltern lebten und starben und wo ich mir vorgenommen habe, allein zu sterben, in

eben dem Bett, in dem ich geboren wurde, an einem Tag, den ich mir fern und schmerzfrei wünsche. Mein Vater ersteigerte das Haus gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts, vermietete das Erdgeschoss an ein italienisches Unternehmen, das dort Luxusgeschäfte eröffnete, und reservierte für sich den ersten Stock, um hier mit der Tochter von einem der Italiener glücklich zu sein. Florina de Dios Cargamantos spielte vortrefflich Mozart, beherrschte mehrere Sprachen und verehrte Garibaldi, im Übrigen war sie die schönste und begabteste Frau, die es je in der Stadt gegeben hat: meine Mutter.

Das Haus ist geräumig und hell, hat stuckverzierte Bogen, Böden aus florentinischen Fliesen, im Schachbrettmuster verlegt, und vier verglaste Türen zu einem umlaufenden Balkon, auf dem meine Mutter an Märzabenden saß und mit ihren italienischen Kusinen Liebesarien sang. Von dort aus sind der Park San Nicolás, die Kathedrale und das Denkmal für Christoph Kolumbus zu sehen und in der Ferne die Speicher am Flusshafenkai und der

weite Horizont des Rio Grande de la Magdalena, zwanzig Meilen vor seiner Mündung. Der einzige Nachteil des Hauses ist, dass die Sonne im Laufe des Tages von Fenster zu Fenster rückt und man sie allesamt schließen muss, um im glühenden Dämmerlicht Siesta halten zu können. Als ich mit zweiunddreißig Jahren allein zurückblieb, zog ich in das ehemalige Schlafzimmer meiner Eltern um, ließ eine Durchgangstür zur Bibliothek brechen und versteigerte nach und nach, was ich nicht zum Leben brauchte, und das war am Ende fast alles, außer den Büchern und dem Pianola mit den Notenrollen.

Vierzig Jahre lang habe ich beim *Diario de la Paz* Meldungen aufbereitet, eine Arbeit, die darin bestand, die verstümmelten Nachrichten aus aller Welt, die wir über Kurzwelle oder Morsezeichen im Himmelsraum abfingen, zu rekonstruieren und in der Prosa der Eingeborenen auszuschmücken. Heute ernähre ich mich mehr schlecht als recht von der Pension, die mir von diesem ausgestorbenen Beruf geblieben ist; schlechter noch von der eines

Latein- und Spanischlehrers, kaum von der Sonntagsglosse, die ich über ein halbes Jahrhundert lang unverdrossen geschrieben habe, und überhaupt nicht von meinen Musik- und Theaterbesprechungen, die man aus reiner Gefälligkeit abdruckt, wenn mal wieder ein bedeutender Interpret in der Stadt weilt. Ich habe nie etwas anderes getan als zu schreiben, fühle mich aber nicht zum Erzähler berufen, die Gesetze der Dramaturgie sind mir unbekannt, und ich wage mich auch nur an dieses Unterfangen, weil ich darauf vertraue, dass all das, was ich in meinem Leben gelesen habe, mich erleuchten möge. Kurz gesagt, ich bin der Letzte eines Geschlechts, bin glanzlos und ohne Verdienste und hätte den Nachlebenden nichts zu hinterlassen, wären da nicht die Ereignisse, die, so gut es geht, zu schildern ich mich anschicke, in diesem Bericht über meine große Liebe.

Am Vortag meines neunzigsten Geburtstags war ich wie immer um fünf Uhr morgens erwacht. Es war Freitag, und meine einzige Verpflichtung bestand darin, die namentlich

gezeichnete Glosse zu schreiben, die sonntags im *Diario de la Paz* erscheint. Die Symptome bei Tagesanbruch waren wie geschaffen, um nicht glücklich zu sein: Ich war wie gerädert, die Knochen schmerzten seit Mitternacht, der Hintern brannte, und nach drei regenlosen Monaten donnerte es bedrohlich. Ich duschte, während der Kaffee kochte, trank eine große Tasse, mit Honig gesüßt, aß dazu zwei Maniokschnitten und zog dann meinen Hausanzug aus Drillich an.

Das Thema der Glosse sollte diesmal, ganz klar, mein neunzigster Geburtstag sein. Ich habe mir das Alter nie als undichte Stelle im Dach vorgestellt, die tropfend anzeigt, wie viel Leben einem noch bleibt. Als kleiner Junge hörte ich, dass, wenn ein Mensch stirbt, sich zur Schande der Familie die Läuse, die in seinem Haar nisten, in Panik über das Kopfkissen davonmachen. Das schreckte mich derart ab, dass ich mir für die Schule den Schädel kahl scheren ließ und noch heute die paar verbliebenen Strähnen mit einer Seife für den dankbaren Hund wasche. das heißt, sage ich mir

jetzt, dass in der Kindheit mein Sinn für Peinlichkeit stärker entwickelt war als der für den Tod.

Seit Monaten stand für mich fest, dass meine Geburtstagsglosse nicht die übliche Klage über die entschwundenen Jahre, sondern genau das Gegenteil sein sollte: eine Verherrlichung des Alters. Zunächst fragte ich mich, wann ich zum ersten Mal wahrgenommen hatte, dass ich alt war, und das lag, so glaubte ich, noch gar nicht lange zurück. Mit zweiundvierzig war ich wegen Rückenschmerzen, die mich beim Atmen behinderten, zum Arzt gegangen. Er hielt es für harmlos: Die Schmerzen sind ganz natürlich in Ihrem Alter.

»In diesem Fall«, sagte ich, »ist mein Alter nicht natürlich.«

Der Arzt schenkte mir ein mitleidiges Lächeln. Ich sehe, Sie sind ein Philosoph, sagte er zu mir. Das war das erste Mal, dass ich den Begriff Alter mit mir verband, aber ich vergaß es bald. Ich gewöhnte mich daran, jeden Tag mit einem anderen Schmerz aufzuwachen, der, indes die Jahre vergingen, sich an immer

neuen Stellen auf unterschiedliche Weise bemerkbar machte. Manchmal hielt ich ihn für einen Prankenschlag des Todes, am nächsten Tag verflüchtigte er sich jedoch. Zu jener Zeit hörte ich, das erste Symptom des Alters sei, dass man seinem Vater zu ähneln beginne. Ich muss zu ewiger Jugend verdammt sein, dachte ich damals, da mein Pferdeprofil niemals dem derb karibischen meines Vaters oder dem römisch imperialen meiner Mutter ähneln wird. In Wahrheit kommen die ersten Veränderungen langsam und fast unmerklich, man sieht sich von innen immer noch so wie früher, die anderen aber nehmen von außen den Verfall wahr.

Im fünften Jahrzehnt begann ich eine Vorstellung vom Alter zu bekommen, als ich die ersten Gedächtnislücken bemerkte. Auf der Suche nach der Brille schnürte ich durchs Haus, bis ich entdeckte, dass ich sie auf der Nase hatte, oder ich ging mit Brille unter die Brause oder setzte mir die Lesebrille auf, ohne die Fernbrille abzusetzen. Eines Tages frühstückte ich zweimal, weil ich das erste Mal

vergessen hatte, und ich lernte die Unruhe meiner Freunde deuten, wenn sie nicht wagten, mich darauf hinzuweisen, dass ich ihnen dieselbe Geschichte vor einer Woche schon einmal erzählt hatte. Damals hatte ich eine Liste bekannter Gesichter im Gedächtnis und eine weitere Liste mit den dazugehörigen Namen, doch wenn es ans Begrüßen ging, konnte ich Gesichter und Namen nicht zur Deckung bringen.

Sexuell hat mir mein Alter nie große Sorgen gemacht, denn meine Manneskraft hing weniger von mir ab als von den Frauen, und sie wissen, worauf es ankommt, wenn sie wollen. Heute lache ich über die Jungs, die, erschrocken ob derlei Missgeschick, mit achtzig den Arzt aufsuchen und nicht wissen, dass es mit neunzig noch ärger wird, aber nicht mehr so wichtig ist: Es ist das Risiko, wenn man noch lebt. Ein Triumph des Lebens hingegen ist, dass wir Alten das Gedächtnis für unwesentliche Dinge verlieren, es uns aber nur selten im Stich lässt, wenn etwas wirklich wichtig ist. Cicero hat das mit einem Federstrich illus-

triert: *Kein Greis vergisst, wo er seinen Schatz vergraben hat.*

Aus diesen und ein paar anderen Überlegungen hatte ich einen ersten Entwurf der Glosse fertig gestellt, als die Augustsonne zwischen den Mandelbäumen im Park explodierte und der Flussdampfer mit der Post, wegen der Dürre eine Woche verspätet, tutend in den Hafenkanal einfuhr. Ich dachte: Da kommen meine neunzig Jahre. Ich werde nie wissen warum und will es auch gar nicht, aber genau in dem Augenblick und mit dem Wunsch, dieses niederschmetternde Bild zu bannen, beschloss ich, Rosa Cabarcas anzurufen, sie sollte mir dabei helfen, meinen Geburtstag mit einer libertinen Nacht zu begehen. Schon seit Jahren lebte ich in heiligem Frieden mit meinem Körper, las wahllos meine Klassiker wieder, stellte mir meine privaten Programme klassischer Musik zusammen, doch an jenem Tag war mein Begehren so drängend, dass es mir ein göttlicher Fingerzeig zu sein schien. Nach dem Anruf konnte ich nicht mehr weiterschreiben. Ich befestigte die Hängematte in einem

Winkel der Bibliothek, den die Morgensonne nicht erreicht, und legte mich hinein, das Herz verkrampft in sehnsüchtigem Warten.

Ich war das verhätschelte Kind einer vielseitig begabten Mutter, die mit fünfzig von der Schwindsucht dahingerafft wurde, und eines pedantischen Vaters, dem nie ein Fehler nachgesagt werden konnte und der genau an dem Tag morgens tot in seinem Witwerbett lag, als der Vertrag von Neerlandia unterzeichnet wurde, der dem Krieg der Tausend Tage und den vielen Bürgerkriegen des letzten Jahrhunderts ein Ende setzte. Der Frieden veränderte die Stadt auf unvorhergesehene und unerwünschte Weise. Ein Schwarm freier Frauen brachte Rausch und Raserei in die alten Kneipen an der Calle Ancha, die später Camellón Abello hieß und heute Paseo Colón, in dieser Stadt meines Herzens, die von Hiesigen und Fremden wegen der Liebenswürdigkeit ihrer Menschen und der Reinheit ihres Lichts geschätzt wird.

Ich habe nie mit einer Frau geschlafen, ohne dafür zu zahlen, und die wenigen, die nicht

vom Gewerbe waren, überzeugte ich kraft Vernunft oder Gewalt, das Geld anzunehmen, und sei es nur, damit sie es später in den Müll warfen. Ich war um die Zwanzig, als ich begann, ein Verzeichnis anzulegen, in dem ich Namen, Alter, Ort und eine knappe Gedächtnisstütze über die Umstände und die stilistischen Eigenarten notierte. Bis zu meinem Fünfzigsten waren es fünfhundertvierzehn Frauen, mit denen ich mindestens einmal zusammen gewesen war. Ich führte die Liste nicht weiter, als der Körper nicht mehr so viel hergab und ich nichts Schriftliches brauchte, um den Überblick zu behalten. Ich hatte meine eigene Ethik. An Gruppenspielchen oder öffentlichen Orgien beteiligte ich mich nie, ich teilte keine Geheimnisse und erzählte nie ein Abenteuer des Leibes oder der Seele weiter, weil ich schon früh merkte, dass nichts davon ungestraft bleibt.

Lediglich mit der treuen Damiana unterhielt ich über Jahre eine seltsame Beziehung. Sie war fast noch ein Kind, kräftig und wild, sie hatte Indiozüge, war kurz angebunden und

entschieden, und sie bewegte sich barfuß durchs Haus, um mich nicht beim Schreiben zu stören. Ich erinnere mich daran, dass ich gerade *Die schöne Andalusierin* in der Hängematte im Gang las, als ich zufällig sah, wie Damiana sich über den Waschtrog beugte, wobei der kurze Rock ihre köstlichen Kniekehlen freigab. Ich hob ihn von hinten hoch, ergriffen von einem unwiderstehlichen Fieber, streifte den Schlüpfer bis zu den Waden herunter und rammte sie verkehrt herum. Ach, Señor, sagte sie mit einem düsteren Klagelaut, das ist nicht als Eingang gedacht, sondern als Ausgang. Ein tiefer Schauder ließ ihren Körper erbeben, aber sie hielt stand. Gedemütigt, weil ich sie gedemütigt hatte, wollte ich ihr das Doppelte von dem zahlen, was damals die Teuersten kosteten, aber sie nahm keinen Centavo, so dass ich ihr Gehalt erhöhen musste, dabei einen monatlichen Ritt einkalkulierte, immer beim Wäschewaschen und immer verkehrt herum.

Einst dachte ich, dass jene Aufzählung von Betten das Gerüst für eine Geschichte über die

Miseren meines irregeleiteten Lebens hergeben könnte, und der Titel fiel mir in den Schoß: *Erinnerung an meine traurigen Huren.* Mein öffentliches Leben war vergleichsweise uninteressant: Vollwaise, Junggeselle ohne Zukunft, mittelmäßiger Journalist, der sechsmal das Finale im Dichterwettstreit der Blumenspiele von Cartagena de Indias erreichte, Liebling der Karikaturisten wegen meiner beispielhaften Hässlichkeit. Das heißt, ein verlorenes Leben, das an jenem Nachmittag einen schlechten Anfang genommen hatte, als meine Mutter mich, den Neunzehnjährigen, an die Hand nahm und beim *Diario de la Paz* vorsprach, damit die Zeitung eine Chronik des Schullebens veröffentlichte, die ich im Spanisch- und Rhetorikunterricht geschrieben hatte. Sie wurde am Sonntag mit einer hoffnungsvollen Einleitung des Direktors abgedruckt. Als ich nach vielen Jahren erfuhr, dass meine Mutter für diese und sieben folgende Veröffentlichungen gezahlt hatte, war es zu spät, sich zu schämen, da meine wöchentliche Kolumne inzwischen etabliert war und ich

zudem die Kabelmeldungen aufbereitete und Musikkritiken verfasste.

Sobald ich das Abitur mit Auszeichnung bestanden hatte, begann ich gleichzeitig an drei staatlichen Schulen Spanisch und Latein zu unterrichten. Ich war ein schlechter Lehrer, ohne Ausbildung, ohne Berufung und ohne Erbarmen für diese armen Kinder, die nur deshalb zur Schule gingen, weil sie so am leichtesten der Tyrannei ihrer Eltern entkamen. Das Einzige, was ich für sie tun konnte, war, mit meinem Holzlineal Furcht und Schrecken zu verbreiten, damit sie wenigstens mein Lieblingsgedicht fürs Leben lernten: *Hier, Fabio, oh Schmerz, wo du jetzo siehst verwüstete Stätten, welke Höhen, blühte einst, des Ruhmes reich, Italica.* Erst im Alter erfuhr ich zufällig von dem bösen Spitznamen, den die Schüler mir hinter meinem Rücken gegeben hatten: Professor Welke Höhen.

Das ist alles, was mir das Leben gegeben hat, und ich habe nichts dafür getan, ihm mehr abzugewinnen. Ich aß allein, zwischen zwei Unterrichtsstunden, und kam um sechs Uhr

abends in die Redaktion, um die Signale aus dem Himmelsraum zu erjagen. Um elf Uhr nachts, nach Redaktionsschluss, begann mein wirkliches Leben. Zwei- bis dreimal in der Woche schlief ich im Barrio Chino, und in so wechselnder Begleitung, dass ich zweimal zum Kunden des Jahres gekürt wurde. Nach dem Abendessen im nahen Café Roma wählte ich irgendein Bordell und betrat es heimlich durch die Hintertür. Ich ging zum Vergnügen dorthin, aber die Besuche wurden schließlich zu einem Teil meines Berufs, dank der Redseligkeit der mächtigen Herren, die ihren Geliebten für eine Nacht Staatsgeheimnisse anvertrauten, ohne zu bedenken, dass die Öffentlichkeit durch die Trennwände aus Pappe mithörte. Auf diese Weise, aber ja, erfuhr ich auch, dass mein untröstliches Zölibat nächtlicher Päderastie zugeschrieben wurde, die ich bei den Waisenjungen aus der Calle del Crimen befriedigte. Ich hatte das Glück, das Gerücht zu vergessen, aus guten Gründen, erfuhr ich doch zugleich, wenn etwas Gutes über mich gesagt wurde, und das wusste ich zu schätzen, sofern es der Rede wert war.

Ich hatte nie echte Freunde, und die wenigen, die es annähernd waren, sind in New York. Das heißt: tot, denn ich nehme an, dass unerlöste Seelen sich dorthin begeben, um sich nicht der Wahrheit ihres vergangenen Lebens stellen zu müssen. Seit meiner Pensionierung habe ich wenig zu tun, außer freitagabends meine Seiten zur Zeitung zu tragen und anderen Beschäftigungen von gewissem Belang nachzugehen: Konzerte im Bellas Artes, Ausstellungen im Centro Artístico, dessen Gründungsmitglied ich bin, die eine oder andere Bürgerversammlung der Gesellschaft für gemeinnützige Aufgaben oder ein großes Ereignis wie das Gastspiel der Fábregas im Teatro Apolo. In meiner Jugend bin ich ins Freilichtkino gegangen, wo wir ebenso von einer Mondfinsternis wie von einem verirrten Regenguss und einer nachfolgenden Lungenentzündung überrascht werden konnten. Mehr als die Filme interessierten mich jedoch die Nachtvögelchen, die für den Preis der Eintrittskarte, umsonst oder auf Pump mit einem schliefen. Denn das Kino ist nicht meine

Sache. Der geradezu obszöne Kult um Shirley Temple war der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte.

Gereist bin ich kaum: viermal zu den Blumenspielen in Cartagena de Indias, als ich noch keine dreißig war, und einmal, es war eine unangenehme Nachtfahrt mit dem Motorboot, nach Santa Marta, eingeladen von Sacramento Montiel, die dort ein Bordell eröffnete. Was mein häusliches Leben angeht, so esse ich wenig und bin leicht zufrieden zu stellen. Nachdem Damiana alt geworden war, wurde zu Hause nicht mehr gekocht, und meine einzige regelmäßige Mahlzeit bestand aus der Kartoffeltortilla im Café Roma nach Redaktionsschluss.

Also hatte ich am Tag vor meinem Neunzigsten nicht zu Mittag gegessen und konnte mich in Erwartung einer Nachricht von Rosa Cabarcas nicht auf meine Lektüre konzentrieren. Die Zikaden schrillten nach Leibeskräften in der Hitze der zweiten Mittagsstunde, und die Sonne zwang mich bei ihrer Runde um die offenen Fenster, dreimal mit der Hängematte

umzuziehen. Ich hatte schon immer gemeint, dass der heißeste Tag des Jahres in die Zeit um meinen Geburtstag fiel, hatte auch gelernt, das zu ertragen, doch an jenem Tag war ich nicht in der Verfassung. Um vier Uhr versuchte ich, mich mit den sechs Cellosuiten von Johann Sebastian Bach in der endgültigen Interpretation von Pablo Casáis zu besänftigen. Für mich sind diese Suiten das Allerweiseste in der Musik, doch statt mich wie üblich zu beruhigen, verschlimmerten sie meinen Zustand. Bei der zweiten, die ich ein wenig schleppend finde, nickte ich ein, und im Traum mischte sich das Klagen des Cellos mit dem eines traurigen Dampfers, der ablegte. Gleich darauf schreckte mich das Telefon auf, und die rostige Stimme von Rosa Cabarcas erweckte mich wieder zum Leben. Du hast das Glück des Narren, sagte sie. Ich habe einen Backfisch gefunden, viel besser noch als von dir gewünscht, aber die Kleine hat einen Makel: Sie ist kaum vierzehn. Ich habe nichts dagegen, Windeln zu wechseln, scherzte ich, ohne ihre Beweggründe zu verstehen. Es geht nicht um dich,

sagte sie, aber wer bezahlt mir die drei Jahre Gefängnis ?

Niemand würde dafür zahlen, und sie schon gar nicht, das war klar. Sie pflückte ihre Früchte unter den Minderjährigen, die in ihrem Laden einkauften, lernte sie an und presste sie aus, bis sie dann als diplomierte Huren ein übleres Leben im denkwürdigen Bordell der Negra Eufemia begannen. Nie hatte Rosa Cabarcas eine Strafe gezahlt, denn ihr Patio war das Arkadien der lokalen Behörden, vom Gouverneur bis zum letzten Spitzbuben aus der Bürgermeisterei, und es war kaum vorstellbar, dass es der Herrin des Hauses an Einfluss fehlte, um nach Gutdünken das Gesetz zu übertreten. Also wollte sie mit ihren Skrupeln im letzten Moment wohl nur weitere Vorteile aus ihrer Gefälligkeit schlagen: je strafbarer, desto teurer. Der Konflikt wurde mit einem Aufschlag von zwei Pesos für die Dienstleistungen behoben, und wir vereinbarten, dass ich um zehn Uhr mit fünf Pesos, bar und im Voraus zu zahlen, bei ihr erscheinen würde. Keine Minute früher, denn das Mädchen musste die

kleinen Geschwister abfüttern und schlafen legen sowie die vom Rheumatismus geplagte Mutter ins Bett bringen.

Bis dahin waren es noch vier Stunden. Indes sie vergingen, füllte sich mir die Brust mit beißendem Schaum, der mir das Atmen schwer machte. Ich unternahm den fruchtlosen Versuch, mir die Zeit mit den Formalitäten des Ankleidens zu vertreiben. Gewiss nichts Neues, denn sogar Damiana sagt, dass ich mich nach dem Ritual eines Bischofs anziehe. Ich schnitt mich mit dem Rasiermesser, musste warten, bis das in den Rohren von der Sonne aufgeheizte Duschwasser abkühlte, und schon die kleine Anstrengung beim Abtrocknen brachte mich erneut zum Schwitzen. Ich kleidete mich dem glücklichen Anlass des Abends gemäß: weißer Leinenanzug, blau gestreiftes Hemd mit steif gestärktem Kragen, eine Krawatte aus chinesischer Seide, die mit Zinkweiß aufgefrischten Halbschuhe und die Uhr aus schwerem Gold samt Kette, die im Knopfloch des Revers befestigt war. Zum Schluss schlug ich die Hosenbeine nach innen ein,

damit nicht auffiel, dass ich eine Spanne geschrumpft war.

Ich habe den Ruf eines Geizkragens, weil sich niemand vorstellen kann, dass ich wirklich arm bin, da ich doch wohne, wie ich wohne, tatsächlich aber überstieg eine solche Nacht bei weitem meine Möglichkeiten. Der Schatulle mit meinen Ersparnissen, die ich unter dem Bett verborgen hatte, entnahm ich zwei Pesos für die Zimmermiete, vier für die Hausherrin, drei für die Kleine und fünf Pesos als Reserve für mein Abendessen und andere kleinere Ausgaben. Insgesamt also die vierzehn Pesos, die mir die Zeitung monatlich für meine Sonntagsglossen zahlte. Ich steckte das Geld in eine Geheimtasche im Hosenbund und parfümierte mich mit dem Zerstäuber des Agua de Florida von Lanman & Kemp-Barclay & Co. Dann spürte ich die Pranke der Panik, und beim ersten Glockenschlag der achten Stunde tastete ich mich, vor Angst schwitzend, die finstere Treppe hinab und ging hinaus in die strahlende Nacht meines Vorabends.

Es hatte abgekühlt. Einsame Männer standen in Grüppchen auf dem Paseo Colón zwischen den in der Mitte der Fahrbahn aufgereihten Taxis und diskutierten lautstark über Fußball. Eine Blaskapelle spielte unter den blühenden Alleebäumen einen schleppenden Walzer. Eines der armen Hürchen, die in der Calle de los Notarios auf Kundenfang gehen, bat mich wie immer um eine Zigarette, und wie immer erwiderte ich: Ich habe vor jetzt dreiunddreißig Jahren, zwei Monaten und siebzehn Tagen zu rauchen aufgehört. Als ich am *Alambre de Oro* vorbeiging, betrachtete ich mich in dem erleuchteten Schaufenster und sah mich nicht so, wie ich mich fühlte, sondern älter und schlechter gekleidet.

Kurz vor zehn stieg ich in ein Taxi und sagte dem Fahrer, er solle mich zum Allgemeinen Friedhof bringen, damit er nicht merkte, wohin ich eigentlich wollte. Er schaute mich amüsiert im Rückspiegel an und meinte: Jagen Sie mir keinen Schreck ein, mein gelehrter Herr, möge Gott mich so lebendig erhalten, wie Sie es sind. Wir stiegen beide vor dem

Friedhof aus, weil er kein Kleingeld hatte, und wir mussten in *La Tumba* wechseln, einer ärmlichen Kneipe, wo übernächtigte Trunkenbolde ihre Toten beweinen. Als ich die Rechnung beglich, sagte mir der Fahrer sehr ernst: Passen Sie auf, Don, das Haus von Rosa Cabarcas ist längst nicht mehr das, was es einmal war. Ich konnte mich nur bedanken, wie jedermann davon überzeugt, dass es für die Taxifahrer am Paseo Colón kein Geheimnis unter dem Himmel gibt.

Ich betrat nun ein Armenviertel, das kaum noch an jenes erinnerte, in dem ich mich einst ausgekannt hatte. Da waren noch die breiten, heißen Sandstraßen, dieselben Häuser mit offen stehenden Türen, Wänden aus rohen Rrettern, Dächern aus Palmstroh und Schotter in den Patios. Aber den Menschen war die Ruhe abhanden gekommen. In den meisten Häusern wurde freitags gefeiert, und die Trommeln und Tschinellen bebten in den Eingeweiden nach. Für fünfzig Centavos durfte jeder an dem Fest, das ihm am besten gefiel, teilnehmen, konnte aber auch gratis auf dem

Ziegeltrottoir tanzen. Unruhig eilte ich weiter und wäre in meinem Stutzeraufzug am liebsten im Boden versunken, doch keiner achtete auf mich, außer einem hageren Mulatten, der schläfrig im Eingang eines Mietquartiers saß.

»Viel Glück beim Vögeln, Doktor!«, rief er mir herzlich zu.

Was blieb mir übrig, als ihm zu danken? Dreimal musste ich stehen bleiben, um wieder zu Atem zu kommen, bevor ich die letzte Steigung geschafft hatte. Von dort aus sah ich, wie ein riesiger Messingmond am Horizont aufstieg, und ein plötzlicher Drang im Gedärm ließ mich um mein weiteres Schicksal fürchten, doch es ging vorüber. Am Ende der Straße, wo das Viertel in einen Obsthain überging, betrat ich den Laden von Rosa Cabarcas.

Sie schien nicht mehr dieselbe zu sein. Einst war sie die verschwiegenste und deshalb auch bekannteste Puffmutter gewesen. Eine Frau von großer Fülle, die wir zur Sergeantin der Feuerwehr küren wollten, sowohl wegen ihrer Korpulenz als auch wegen der Effizienz, mit der sie die Kerzen in der Gemeinde

löschte. Doch die Einsamkeit hatte ihren Leib schrumpfen lassen, ihre Haut war runzlig und ihre Stimme dünn geworden, aber auf eine so listige Weise, dass sie wie ein altes kleines Mädchen wirkte. Von damals waren ihr nur die vollkommenen Zähne geblieben, und einen davon hatte sie sich kokett in Gold fassen lassen. Wegen des Todes ihres Mannes nach fünfzig Jahren gemeinsamen Lebens trug sie strenge Trauer, die sie mit einer Art schwarzem Barett noch gesteigert hatte, nachdem ihr einziger Sohn, Helfer in kniffligen Lagen, gestorben war. Lebendig waren nur noch ihre durchsichtigen, grausamen Augen, und daran merkte ich, ihr Wesen hatte sich nicht verändert.

An der Decke des Ladens hing eine schwächliche Lampe, und in den Regalen lagen kaum Waren, eine kümmerliche Staffage für ein Geschäft, das alle kannten, aber niemand anerkannte. Rosa Cabarcas bediente gerade einen Kunden, als ich auf Zehenspitzen eintrat. Ich weiß nicht, ob sie mich wirklich nicht erkannte oder nur so tat, um die Form zu wahren. Ich

setzte mich auf die Wartebank und versuchte sie mit den Augen der Erinnerung so zu sehen, wie sie gewesen war. Mindestens zweimal hatte sie mich, als wir beide noch in Saft und Kraft standen, von der Not erlöst. Ich glaube, sie hatte meine Gedanken gelesen, denn sie drehte sich zu mir um und musterte mich beunruhigend intensiv. Für dich vergeht die Zeit nicht, seufzte sie traurig. Ich wollte ihr schmeicheln: Für dich schon, aber es bekommt dir. Im Ernst, sagte sie, selbst deine Ähnlichkeit mit einem toten Pferd kommt wieder heraus. Vielleicht weil ich den Futtertrog gewechselt habe, erwiderte ich verschmitzt. Sie wurde munter. Soweit ich mich erinnere, hattest du den Prügel eines Galeerensklaven, sagte sie. Wie steht's um ihn? Ich wich aus: Seit damals hat sich nur geändert, dass mir zuweilen der Hintern brennt. Ihre Diagnose erfolgte sofort: mangelnder Gebrauch. Er dient mir nur für das, wofür Gott ihn mir gegeben hat, sagte ich; tatsächlich brannte mir der After schon seit geraumer Zeit und immer bei Vollmond. Rosa kramte in ihrem Nähkasten

und öffnete dann eine Dose mit einer grünen Pomade, die nach Arnika roch. Sag der Kleinen, sie soll sie dir mit ihrem Fingerchen auftragen, so, und sie bewegte den Zeigefinger mit schlüpfriger Eloquenz. Ich entgegnete, dass ich Gott sei Dank noch ohne Indiosalben zurechtkäme. Sie spottete: Ach, Meister, sei mir gnädig und verzeih. Und kam zur Sache. Die Kleine sei seit zehn Uhr in dem Zimmer, sagte sie; sie sei schön, sauber und wohlerzogen, allerdings voller Angst, da eine ihrer Freundinnen, die sich mit einem Stauer aus Gayra davongemacht habe, in zwei Stunden verblutet sei. Na ja, räumte Rosa ein, verständlich, die aus Gayra haben schließlich den Ruf, auch Mauleselinnen zum Singen zu bringen. Und nahm den Faden wieder auf: Arme Kleine, sie muss neben allem anderen auch noch den lieben langen Tag in einer Fabrik Knöpfe annähen. Mir schien das kein besonders schwerer Beruf zu sein. Das können auch nur Männer glauben, entgegnete sie, tatsächlich ist es schlimmer als Steineklopfen. Außerdem gestand sie mir, dem Mädchen einen

Trunk aus Bromid mit Baldrian gegeben zu haben und dass es nun schlafe. Ich fürchtete, dass ihr Mitgefühl eine weitere List war, den Preis hochzutreiben, aber nein, sagte sie, mein Wort ist Gold wert. Nach festen Regeln: jede Leistung extra, bar auf die Hand und im Voraus. So geschah es.

Ich folgte ihr über den Patio, war gerührt über ihre welke Haut und den beschwerlichen Gang ihrer geschwollenen Beine, die in groben Baumwollstrümpfen steckten. Der Vollmond näherte sich der Himmelsmitte, und die Welt wirkte wie in grünes Wasser getaucht. Neben dem Laden war der Patio für die Feste der Behörden mit Palmstroh überdacht, es gab zahlreiche Lederhocker und Hängematten, die an den Pfeilern baumelten. Im Hinterhof, dort wo der Obsthain begann, befand sich ein flaches Gebäude aus unverputztem Lehm mit sechs Zimmern, die Fenster vergittert gegen die Mücken. Nur ein Zimmer war besetzt und halb erleuchtet, und im Radio sang Toña la Negra ein Lied von gescheiterter Liebe. Rosa Cabarcas holte tief Luft: Der Bolero ist das

Leben. Ich war ganz ihrer Meinung, habe jedoch bis heute nicht gewagt, das auch niederzuschreiben. Sie stieß die Tür auf, ging hinein und kam nach einem Augenblick wieder heraus. Sie schläft immer noch süß, sagte sie: Du tätest gut daran, sie so lange schlafen zu lassen, wie ihr Körper es verlangt, schließlich ist deine Nacht länger als die ihre. Ich war verwirrt: Was, glaubst du, soll ich tun? Du wirst es schon wissen, sagte sie mit unangebrachter Gelassenheit, schließlich bist du der Gelehrte. Sie kehrte um und ließ mich allein mit der Angst. Es gab kein Entrinnen. Ich trat in das Zimmer, und mein Herz schlug wie verrückt, auf dem riesigen Mietbett sah ich das schlafende Mädchen, nackt und schutzlos, wie ihre Mutter sie geboren hatte. Die Kleine lag halb auf der Seite, das Gesicht zur Tür, von einem grellen Deckenlicht beleuchtet, das kein Erbarmen kannte. Ich setzte mich auf den Bettrand und betrachtete sie, alle fünf Sinne verzaubert. Ihr Leib war braun und warm. Man hatte sie einer Hygiene- und Schönheitskur unterzogen, die nicht einmal den zarten Flaum ihrer

Scham verschont hatte. Ihr Haar war in Locken gelegt und die Nägel an Händen und Füßen durchsichtig lackiert, die melassefarbene Haut aber wirkte rauh und vernachlässigt. Die knospenden Brüste waren fast noch die eines Knaben, doch schienen sie von einer heimlichen Energie bedrängt, die kurz vor dem Ausbruch stand. Das Beste an ihr waren die großen Füße für einen geschmeidigen Tritt, mit langen Zehen, sensibel wie Finger. Trotz des Ventilators war das Mädchen mit glitzerndem Schweiß überzogen, und die Hitze wurde im Laufe der Nacht noch unerträglicher. Es war kaum zu erahnen, wie das Gesicht wirklich aussah, das voll gekleistert war mit einer dicken Kruste Reispulver, zwei Rougepflastern auf den Wangen und falschen Wimpern; Brauen und Lider waren schwarz gerußt und die Lippen wie mit Schokoladenguss vergrößert. Doch weder Putz noch Schminke konnten ihr Wesen verbergen: die stolze Nase, die zusammengewachsenen Brauen, die heftigen Lippen. Ich dachte: ein sanfter Kampfstier.

Um elf ging ich zu meinen routinemäßigen Verrichtungen ins Bad, wo ihre ärmlichen Kleider mit bürgerlicher Sorgfalt auf einem Stuhl geordnet lagen: ein Baumwollkleid mit aufgedruckten Schmetterlingen, eine gelbe Unterhose aus Mischgewebe und Sandalen aus Agavenfasern. Auf der Kleidung lag ein billiges Armband und ein dünnes Kettchen mit einem Medaillon der Heiligen Jungfrau. Auf der Ablage des Waschbeckens stand eine Handtasche, darin ein Lippenstift, ein Rougedöschen, ein Schlüssel und ein paar lose Münzen. Alles war so billig und abgenutzt, dass ich mir niemanden vorstellen konnte, der ärmer gewesen wäre als sie.

Ich entkleidete mich und hängte die Stücke, so gut es ging, auf den Kleiderbügel, damit die Seide des Hemds und das gebügelte Leinen keinen Schaden nahmen. Ich urinierte in das Kettenklosett, im Sitzen, wie es mir Florina de Dios als Kind beigebracht hatte, um nicht den Beckenrand zu bespritzen, und immer noch, in aller Bescheidenheit, mit einem schnellen und steten Strahl wie ein wildes Fohlen. Bevor ich

das Bad verließ, schaute ich in den Spiegel über dem Waschbecken. Das Pferd, das mir entgegensah, war nicht tot, sondern traurig, hatte ein päpstliches Doppelkinn, aufgedunsene Lider, und das schüttere Haar war einst meine Musikermähne gewesen.

»Scheiße«, sagte ich zu ihm, »was kann ich schon tun, wenn du mich nicht magst?«

Vorsichtig, um sie nicht zu wecken, setzte ich mich nackt auf das Bett, die Augen hatten sich schon an das trügerische rote Licht gewöhnt, und ich untersuchte sie von Kopf bis Fuß. Mit der Kuppe des Zeigefingers fuhr ich über ihren nassen Nacken, und sie erschauerte im Innersten wie bei einem Harfenakkord, drehte sich knurrend zu mir um und hüllte mich in ihren säuerlichen Atem. Mit Daumen und Zeigefinger drückte ich ihr die Nase zu, und sie schüttelte sich, zog den Kopf weg und wandte sich ohne aufzuwachen von mir ab. Eine unverhoffte Erregung brachte mich darauf, mit dem Knie zwischen ihre Beine zu dringen. Den ersten zwei Versuchen widerstand sie mit angespannten Schenkeln. Ich sang in ihr Ohr:

Um das Bett von Delgadina schweben Engelchen im Chor. Sie entspannte sich ein wenig. Warm strömte es durch meine Adern, und das träge pensionierte Tier erwachte aus seinem langen Schlaf.

Delgadina, mein Herz, flehte ich voller Verlangen. Delgadina. Sie stieß einen dunklen Klagelaut aus, entzog sich meinen Beinen und rollte sich zusammen wie eine Schnecke in ihrem Haus. Der Baldriantrunk muss für mich wie für sie gleichermaßen wirksam gewesen sein, denn nichts geschah, weder ihr noch sonst jemandem. Aber das machte mir nichts aus. Ich fragte mich, wozu ich sie hätte wecken sollen, gedemütigt und traurig, wie ich mich fühlte, kalt wie eine Seebarbe.

Deutlich, unentrinnbar, schlugen die Glocken dann zur Mitternacht, und es begann der 29. August, Tag des Martyriums von Johannes dem Täufer. Irgendjemand auf der Straße heulte laut, und keiner kümmerte sich darum. Ich betete für ihn, falls es ihm Not tun sollte, und auch für mich, als Dank für die empfangenen Wohltaten: *Niemand täusche sich, nein,*

das Erwartete dauert fürwahr nicht länger als das, was war. Die Kleine wimmerte im Traum, und ich betete auch für sie: *Denn alles vergeht auf gleiche Weise.* Dann drehte ich das Radio aus und löschte zum Schlafen das Licht.

Ich wachte im Morgengrauen auf und wusste nicht, wo ich war. Das Mädchen schlief noch immer in Fötallage und wandte mir den Rücken zu. Ich hatte das unbestimmte Gefühl, gespürt zu haben, wie sie im Dunkeln aufgestanden war, glaubte, die Spülung im Bad gehört zu haben, aber vielleicht war das auch nur ein Traum gewesen. Ich kannte nicht die Tricks der Verführungskunst, hatte die Bräute für eine Nacht immer nach dem Zufallsprinzip gewählt und mich dabei eher vom Preis als von ihren Reizen leiten lassen, und wir hatten uns ohne Liebe geliebt, meistens noch halb angekleidet und immer im Dunkeln, um uns Besseres vorstellen zu können. In jener Nacht entdeckte ich das unglaubliche Vergnügen, den Körper einer schlafenden Frau zu betrachten, ohne vom Begehren gedrängt oder von der Scham behindert zu werden.

Um fünf Uhr stand ich von Unruhe getrieben auf, da meine Sonntagsglosse vor zwölf in der Redaktion sein musste. Ich verrichtete pünktlich mein Geschäft, schmerzhaft brannte noch der Vollmond, und als ich die Kette der Wasserspülung losließ, spürte ich, wie der Groll der Vergangenheit durch die Kanalisation fortgeschwemmt wurde. Als ich frisch und angekleidet zurück ins Zimmer kam, schlief das Mädchen auf dem Rücken, im versöhnlichen Licht der Morgenröte; sie lag quer auf dem Bett, die Arme seitlich ausgestreckt, ganz Herrin ihrer Unschuld. Gott möge sie dir erhalten, sagte ich zu ihr. Alles Geld, das mir noch übrig blieb, das ihre und das meine, legte ich auf das Kopfkissen und verabschiedete mich für immer mit einem Kuss auf die Stirn. Das Haus kam, wie jedes Bordell bei Tagesanbruch, dem Paradies sehr nahe. Ich ging durch die Gartenpforte hinaus, um niemandem zu begegnen. Auf der Straße, unter der brennenden Sonne, begann ich das Gewicht meiner neunzig Jahre zu spüren und Minute um Minute die Minuten der Nächte zu zählen, die bis zu meinem Tod noch fehlten.

2

Ich schreibe diesen Bericht umgeben von den Resten der elterlichen Bibliothek, deren Regale dank der Ausdauer der Holzwürmer kurz vorm Zusammenbrechen sind. Für das, was mir auf der Welt noch zu tun bleibt, würden mir allerdings auch meine verschiedenen Wörterbücher genügen, die ersten beiden Bände der *Episodios nacionales* von Benito Pérez Galdós und *Der Zauberberg,* der mich lehrte, die von der Schwindsucht vergällten Stimmungen meiner Mutter zu verstehen.

Anders als den übrigen Möbeln und mir selbst scheint es dem großen Tisch, an dem ich schreibe, mit den Jahren immer besser zu gehen, da ihn mein Großvater väterlicherseits, ein Schiffszimmermann, aus edlen Hölzern

gefertigt hat. Auch wenn ich nichts zu schreiben habe, räume ich ihn jeden Morgen mit der müßigen Strenge auf, die mich um so viele Lieben gebracht hat. In Reichweite liegen meine vertrauten Bücher: die beiden Bände des Ersten illustrierten Wörterbuchs der Königlichen Akademie von 1905, der Thesaurus der kastilischen oder spanischen Sprache von Sebastián de Covarrubias, die Grammatik von Andrés Bello, falls es, wie üblich, irgendeinen semantischen Zweifel gibt, das neuartige Wörterbuch von Don Julio Casares, vor allem wegen der Synonyme und Antonyme, dazu noch das *Vocabulario della Lingua Italiana* von Nicola Zingarelli, um mich mit dem Idiom meiner Mutter zu verwöhnen, das mir seit der Wiege vertraut ist, und das Wörterbuch des Lateinischen, das ich als meine natürliche Sprache ansehe, da es die Mutter der anderen beiden ist.

Links auf dem Schreibtisch liegen immer die fünf Folioblätter aus Leinen im Offizformat für meine Sonntagsglosse sowie das Horn mit Löschsand, das ich dem modernen Löschpa-

pierkissen vorziehe. Rechts steht das Tintenfass, daneben der Federhalter aus leichtem Holz mit einer goldenen Feder, denn ich schreibe noch mit der Hand in der romantischen Schrift, die mir Florina de Dios beibrachte, damit ich mir nicht die Amtsschrift ihres Mannes angewöhnte, der bis zum letzten Atemzug Notar und vereidigter Buchprüfer blieb. Schon vor langem machte die Zeitung zur Auflage, die Texte auf der Maschine zu schreiben, um sie besser für den Bleisatz berechnen und den Umbruch genauer planen zu können, doch ich übernahm diese schlechte Angewohnheit nicht. Ich schrieb weiter mit der Hand und tippte dann, mühsam wie ein Huhn pickend, den Text ab, dank der zweifelhaften Ehre, der älteste Angestellte zu sein. Heute, pensioniert, aber nicht besiegt, genieße ich das heilige Vorrecht, daheim zu schreiben, mit ausgehängtem Telefon, damit keiner mich stört, und ohne Zensor, der über meine Schulter das Geschriebene belauert.

Ich lebe ohne Hunde, Vögel oder Personal, abgesehen von der treuen Damiana, die mir

aus den unwahrscheinlichsten Verlegenheiten geholfen hat und noch heute einmal in der Woche kommt und das erledigt, was anfällt, auch wenn Augen und Verstand bei ihr nachgelassen haben. Auf dem Totenbett hatte meine Mutter mich angefleht, ich möge jung eine weiße Frau heiraten und mindestens drei Kinder bekommen, darunter sollte ein Mädchen mit ihrem Namen sein, dem Namen, den schon ihre Mutter und Großmutter getragen hatten. Ich nahm die Bitte ernst, hatte aber eine so flexible Vorstellung von Jugend, dass mir Eile nie geboten schien. Bis ich mich an einem heißen Mittag im Haus der Palomares de Castro in Pradomar in der Tür irrte und Ximena Ortiz, die jüngste Tochter, nackt beim Mittagsschlaf überraschte. Sie lag mit dem Rücken zur Tür, hob aber so schnell den Kopf und sah mich über die Schulter an, dass ich keine Zeit hatte, mich davonzustehlen. Oh, Verzeihung, stammelte ich mit stockendem Atem. Sie lächelte, drehte sich mir mit gazellenhaftem Schwung zu und zeigte ihren ganzen Leib. Die Luft im Raum war geschwängert von ihrem Körper. Sie war

nicht splitternackt, denn hinter ihrem Ohr steckte eine giftige, orangefarbene Blüte, ganz wie bei der *Olympia* von Manet, und wie diese trug sie einen goldenen Armreif am rechten Handgelenk und um den Hals eine Kette aus winzigen Perlen. Ich konnte mir damals nicht vorstellen, dass ich im Leben je etwas Aufreizenderes zu sehen bekäme, und kann heute bestätigen, ich hatte Recht.

Ich schlug die Tür hinter mir zu, beschämt über mein Ungeschick und fest entschlossen, sie zu vergessen. Doch Ximena Ortiz ließ das nicht zu. Sie schickte mir Botschaften über gemeinsame Freunde, provozierende Billets, brutale Drohungen, dieweil das Gerücht umging, wir seien in Liebe füreinander entbrannt, ohne je ein Wort gewechselt zu haben. Es war unmöglich zu widerstehen. Sie hatte die Augen einer verwilderten Katze, einen Leib, der mit Kleidern ebenso verlockend war wie ohne, und eine üppige Mähne aus aufgewühltem Gold, deren Weibsgeruch mich vor Wut ins Kissen weinen ließ. Ich wusste, es würde nie Liebe daraus werden, doch sie

übte einen satanischen Reiz auf mich aus, und ich war derart entflammt, dass ich mich bei jedweder grünäugigen kleinen Schlampe, die mir über den Weg lief, zu erleichtern suchte. Das Bild von Ximena Ortiz auf ihrem Bett in Pradomar brannte so sehr in meiner Erinnerung, dass ich mich schließlich ergab; ich hielt förmlich um ihre Hand an, Ringe wurden getauscht und eine große Hochzeit noch vor Pfingsten angekündigt.

Die Nachricht führte im Barrio Chino zu größerer Aufregung als in den Klubs der besseren Gesellschaft. Erst wurde nur gespottet, aber dann kam es zu echtem Ärger bei den diplomierten Damen, die in der Ehe eher etwas Lächerliches denn etwas Heiliges sahen. Meine Verlobungszeit genügte allen Riten der christlichen Moral. Wir saßen auf einer Terrasse zwischen tropischen Orchideen und Farnen, die am Haus der mir Versprochenen herabhingen. Ich sprach um sieben Uhr abends vor, ganz in weißem Leinen und mit irgendeinem Geschenk, kunsthandwerklichem Schnickschnack oder Schweizer Scho-

kolade, und wir unterhielten uns, halb verschlüsselt, halb direkt, bis um zehn, bewacht von Tante Argénida, die beim ersten Lidschlag einschlief, wie es die Anstandsdamen in den Romanen der Zeit zu tun pflegten.

Je besser wir uns kennen lernten, desto begehrlicher wurde Ximena, und in der drückenden Hitze des Junis befreite sie sich dann von Miedern und Unterröcken, und es war ohne weiteres vorstellbar, welch zerstörerische Macht sie im Halbdunkel entfalten würde. Nachdem wir zwei Monate verlobt waren, hatten wir uns nichts mehr zu sagen, und sie brachte ohne Worte das Thema Kinder auf, indem sie begann, aus reiner Wolle Babyschuhchen zu häkeln. Ich, ganz der artige Verlobte, lernte von ihr das Häkeln, und so vergingen uns die unnützen Stunden bis zur Hochzeit, ich häkelte hellblaue Schuhchen für die Knaben und sie rosafarbene für die Mädchen, wir lagen im Wettstreit, wer Recht behalten sollte, bis wir genug für ein halbes Hundert Kinder hatten. Bevor es zehn schlug, stieg ich dann in eine Pferdekutsche und fuhr in den

Barrio Chino, um meine Nacht in lebhaftem Frieden zu verbringen.

Die stürmischen Junggesellenabschiede, die sie mir im Barrio Chino bereiteten, standen im Widerspruch zu den lähmenden Abenden im Klub. Ein Kontrast, der mir zu der Erkenntnis verhalf, welche der beiden Welten wirklich die meine war, doch gab ich mich damals der Illusion hin, dass beide Welten es waren, jede zu ihrer Zeit, denn in dieser wie in jener sah ich die jeweils andere sich langsam entfernen, sie glichen zwei Schiffen, die sich unter herzzerreißendem Schluchzen auf hoher See trennen. Im Etablissement *El Poder de Dios* gipfelte der Ball am Vorabend der Hochzeit in einer Abschlusszeremonie, die sich nur ein der Wollust verfallener spanischer Priester ausdenken konnte; er verkleidete das gesamte weibliche Personal mit Schleiern und Brautkränzen, damit alle mit mir kraft eines universellen Sakraments die Ehe schlossen. Es war eine Nacht der großen Sakrilege, in denen zweiundzwanzig der Damen Liebe und Gehorsam gelobten, was ich meinerseits mit dem

Versprechen von Treue und Unterhalt übers Grab hinaus beantwortete.

Ich konnte danach nicht schlafen, weil mich die Vorahnung von Unwiderruflichem plagte. Die Uhr der Kathedrale zeigte mir die vergehenden Stunden an, und schließlich ertönten die sieben Furcht erregenden Glockenschläge, bei denen ich in der Kirche hätte sein sollen. Um acht begann das Telefon zu klingeln; lang, hartnäckig, in unregelmäßigen Abständen, über eine Stunde lang. Nicht nur, dass ich nicht antwortete: Ich atmete nicht. Kurz vor zehn wurde mit der Faust an die Tür geklopft, dann war das Geschrei bekannter und verhasster Stimmen zu hören. Ich befürchtete, sie würden aus Sorge, es sei mir etwas Ernstes widerfahren, die Tür aufbrechen, doch gegen elf herrschte die aufgereizte Stille im Haus, die sich nach großen Katastrophen einstellt. So weinte ich um sie und um mich und betete aus ganzem Herzen, ich möge ihr bis ans Ende meiner Tage nie wieder begegnen. Irgendein Heiliger erhörte mich halbwegs, denn Ximena Ortíz verließ noch in derselben

Nacht das Land und kam erst gut zwanzig Jahre später wieder, wohl verheiratet und mit sieben Kindern, die auch die meinen hätten sein können.

Nach diesem gesellschaftlichen Affront musste ich darum kämpfen, meine Stellung und meine Kolumne im *Diario de la Paz* zu behalten. Meine Glosse wurde auf die Seite elf verbannt, doch lag das an der blinden Macht, mit der das zwanzigste Jahrhundert hereinbrach. Der Fortschritt wurde zum Mythos der Stadt. Alles veränderte sich; Flugzeuge flogen durch die Luft, und ein Mann von unternehmerischem Geist warf einen Sack mit Briefen aus einer Junker und erfand die Luftpost.

Das Einzige, was sich gleich blieb, waren meine Zeitungsglossen. Die neuen Generationen fielen über sie her wie über ein mumifiziertes Stück Vergangenheit, das entsorgt werden musste, doch ich machte keine Konzessionen, behielt immer den gleichen Ton bei, gab dem Wind der Erneuerung nicht nach. Ich stellte mich taub. Ich war gerade vierzig geworden, doch die jungen Redakteure nannten sie

die Kolumne des Bastards Mudarra. Der damalige Direktor zitierte mich in sein Büro und bat, ich solle mich auf die neuen Strömungen einstellen. Sehr feierlich, als hätte er es gerade erfunden, sagte er: Die Welt schreitet voran. Ja, erwiderte ich, sie schreitet voran, aber sie dreht dabei Kreise um die Sonne. Er behielt meine Sonntagsglosse bei, weil er keinen anderen gefunden hätte, der die Kabelmeldungen aufbereitete. Heute weiß ich, dass ich Recht hatte und auch warum. Die jungen Leute meiner Generation hatten, vom Leben beansprucht, ihre Jugendträume gänzlich aus dem Blick verloren, bis die Realität sie lehrte, dass die Zukunft nicht so war, wie sie es einst erhofft hatten, woraufhin sie sich der Nostalgie hingaben. Und da waren meine Sonntagsglossen, ein archäologisches Relikt im Schutt der Vergangenheit, und man merkte, dass diese Texte nicht nur alte Leute ansprachen, sondern auch die Jungen, die keine Angst vor dem Altwerden hatten. Die Glosse kehrte alsdann auf die Meinungsseite zurück und erschien bei besonderen Gelegenheiten sogar auf Seite eins.

Wer mich danach fragt, bekommt von mir die Wahrheit zu hören: Die Huren haben mir keine Zeit für die Ehe gelassen. Ich muss aber zugeben, dass ich diese Erklärung erst an meinem neunzigsten Geburtstag fand, als ich Rosa Cabarcas' Haus mit dem festen Entschluss verließ, nie wieder das Schicksal herauszufordern. Ich fühlte mich wie ein anderer Mensch. Meine Laune verschlechterte sich, als ich Soldaten an den Eisengittern postiert sah, die den Park umgeben. Zuhause traf ich Damiana an, die kriechend den Boden im Wohnzimmer wischte, und ihre trotz des Alters jugendlichen Schenkel lösten in mir ein Beben aus anderen Zeiten aus. Sie musste das gespürt haben, denn sie zog den Rock über die Beine. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen und fragte: Sagen Sie, Damiana, an was erinnern Sie sich? Bisher habe ich mich an nichts erinnert, aber wenn Sie so fragen. Ich spürte einen Druck auf der Brust. Ich habe mich nie verliebt, sagte ich. Sie entgegnete sofort: Ich schon. Und sagte abschließend, ohne ihre Arbeit zu unterbrechen: Ich habe zweiundzwanzig Jahre

lang um Sie geweint. Mein Herz tat einen Sprung. Nach einem würdevollen Abgang suchend sagte ich zu ihr: Wir beiden wären ein gutes Gespann gewesen. Das hätten Sie nicht sagen sollen, sagte sie, denn jetzt nützt es mir nichts mehr, nicht einmal als Trost. Als sie das Haus verließ, sagte sie ganz unbefangen: Sie werden es nicht glauben, aber ich bin immer noch Jungfrau, Gott sei Dank.

Kurz danach entdeckte ich, dass sie im ganzen Haus Vasen mit roten Rosen aufgestellt und auf dem Kopfkissen eine Karte hinterlassen hatte: *Ich wünsche ihnen, das sie hunderd werden.* Mit einem unangenehmen Nachgeschmack setzte ich mich hin, um weiter an der Glosse zu arbeiten, die ich am Tag zuvor halbfertig liegen gelassen hatte. In einem Zug, in knapp zwei Stunden schrieb ich sie mir von der Seele, musste aber dem Singschwan den Hals umdrehen, damit meine Tränen dem Text nicht anzumerken wären. Eine ebenso plötzliche wie späte Eingebung führte zu dem Entschluss, die Glosse mit der Mitteilung zu beenden, hiermit brächte ich ein langes, aufrechtes

Leben zu einem guten Abschluss, ohne deshalb gleich sterben zu müssen.

Meine Absicht war, den Text beim Portier abzugeben und heimzugehen. Doch das gelang mir nicht. Die gesamte Belegschaft erwartete mich, um meinen Geburtstag zu feiern. Das Gebäude war eine Baustelle, Gerüste und Schutt allenthalben, die Arbeiten waren aber wegen des Festes eingestellt worden. Auf einer aufgebockten Schreinerplatte befanden sich die Getränke zum Anstoßen und in buntes Papier gewickelte Angebinde. Verstört von den Blitzen der Kameras ließ ich mich mit allen anderen zusammen für die Erinnerungsfotos ablichten.

Ich war erfreut, dort Journalisten vom Radio und von anderen Zeitungen der Stadt zu sehen: von *La Prensa,* der konservativen Morgenzeitung, von *El Heraldo,* dem liberalen Morgenblatt, und *El Nacional,* dem abends erscheinenden Revolverblatt, das versuchte, die Spannungen im öffentlichen Leben mit melodramatischen Fortsetzungsgeschichten zu lindern. Es war keine Seltenheit, die Kollegen

beieinander zu sehen, denn es gehörte zum guten Ton in der Stadt, in der Truppe die Freundschaften zu pflegen, während die Marschälle die Verlagsschlacht schlugen.

Auch der staatliche Zensor, Don Jerónimo Ortega, war anwesend, obwohl er noch keinen Dienst hatte; wir nannten ihn den *Widerwärtigen Mann der neunten Stunde,* da er stets pünktlich zu dieser Zeit mit dem blutigen Stift eines Tyrannen erschien. Er blieb so lange, bis er sich dessen vergewissert hatte, dass kein strafbarer Buchstabe in die Morgenausgabe gelangte. Er hatte eine persönliche Abneigung gegen mich, weil ich mich als Grammatiker aufspielte und italienische Wörter ohne Anführungszeichen oder Kursivschrift immer dann einsetzte, wenn sie mir ausdrucksstärker als die spanischen erschienen, was unter Zwillingssprachen erlaubt sein sollte. Nachdem wir den Zensor vier Jahre lang ertragen hatten, akzeptierten wir ihn schließlich als unser eigenes schlechtes Gewissen.

Die Sekretärinnen brachten einen Kuchen mit neunzig brennenden Kerzen in den Saal,

was mich zum ersten Mal mit der Zahl meiner Jahre konfrontierte. Ich musste die Tränen herunterschlucken, als sie den Toast ausbrachten, und dachte unvermittelt an das Mädchen. Es war kein Anfall von Groll, vielmehr von verspätetem Mitgefühl für ein Geschöpf, bei dem ich nicht erwartet hatte, dass es mir je wieder in den Sinn käme. Ein Engel ging durch den Raum, und ich hatte ein Messer in der Hand, mit dem ich den Kuchen anschneiden sollte. Aus Angst vor spöttischen Kommentaren wagte keiner, eine Rede zu improvisieren. Ich wäre lieber gestorben, als darauf antworten zu müssen. Zum Abschluss der Feier brachte uns der Chefredakteur, der mir nie besonders sympathisch gewesen war, in die unbarmherzige Realität zurück. Nun also, verehrungswürdiger Neunziger, sagte er zu mir, wo bleibt Ihre Glosse?

Tatsächlich brannte sie schon den ganzen Nachmittag über wie eine glühende Kohle in meiner Jackentasche, doch die Rührung hatte mich dermaßen gepackt, dass ich es nicht über das Herz brachte, die Feier mit meiner Kündi-

gung zu verderben. Ich sagte: Diesmal gibt es keine. Der Chefredakteur war verärgert über ein Versäumnis, das seit dem letzten Jahrhundert nie vorgekommen war. Verstehen Sie doch, sagte ich, ich habe eine schwierige Nacht hinter mir und bin mit einem bleiernen Kopf aufgewacht. Nun, genau das hätten Sie schreiben müssen, sagte er mit seinem säuerlichen Humor. Die Leser werden erfreut sein, aus erster Hand zu erfahren, wie das Leben mit neunzig ist. Eine der Sekretärinnen vermittelte: Wer weiß, vielleicht handelt es sich um ein reizvolles Geheimnis, sagte sie und schaute mich schelmisch an. Eine glühende Woge überflutete mein Gesicht. Verdammt, dachte ich, wie treulos das Erröten ist. Eine andere Sekretärin zeigte strahlend mit dem Finger auf mich: Wundervoll! Er hat noch die Gabe, rot zu werden! Ihre Impertinenz ließ mich abermals erröten. Es muss eine stürmische Nacht gewesen sein, sagte die erste Sekretärin: Da kann man nur neidisch werden! Und sie gab mir einen Kuss, der mir auf die Wange gemalt blieb. Die Fotografen ließen nicht von

mir ab. Betreten übergab ich dem Chefredakteur meine Glosse, es sei nur ein Scherz gewesen, sagte ich, hier ist sie, und betäubt von der letzten Applaussalve machte ich mich davon. Ich wollte nicht mehr da sein, wenn sie entdeckten, dass es sich um meinen Kündigungsbrief nach einem halben Jahrhundert der Fron handelte.

Die Beklemmung war auch spätabends, als ich daheim die Geschenke auswickelte, noch nicht gewichen. Die Maschinensetzer hatten sich mit einer elektrischen Kaffeemaschine vergriffen, die den dreien, die ich von vorangegangenen Geburtstagen hatte, genau glich. Die Setzer hatten mir einen Gutschein für eine Angorakatze überreicht, die bei der städtischen Tierzucht abzuholen war. Die Geschäftsführung ließ mir eine symbolische Gratifikation zukommen. Die Sekretärinnen schenkten mir drei seidene Unterhosen mit aufgedruckten Kussspuren und erboten sich auf einer Karte, mir die Unterhosen auszuziehen. Mir kam in den Sinn, dass einer der Reize des Alters die Provokationen sind, die sich junge

Freundinnen erlauben, weil sie uns außer Gefecht wähnen.

Ich erfuhr nie, wer mir die Platte mit den vierundzwanzig Präludien von Chopin, interpretiert von Stefan Askenase, zugedacht hatte. Die meisten Redakteure hatten mir Bücher geschenkt, die gerade im Gespräch waren. Ich hatte noch nicht alle Geschenke ausgewickelt, als Rosa Cabarcas anrief und die Frage stellte, die ich nicht hören wollte: Was ist dir mit dem Mädchen passiert? Nichts, sagte ich, ohne weiter nachzudenken. Was heißt, nichts, wenn du sie nicht einmal geweckt hast?, sagte Rosa Cabarcas. Eine Frau verzeiht es nicht, wenn sie beim ersten Mal von einem Mann verschmäht wird. Ich brachte vor, dass die Kleine nicht nur vom Knopfannähen so erschöpft gewesen sein könne und sich vielleicht schlafend gestellt habe, weil sie Angst hatte. Schlimm ist nur, meinte Rosa, dass sie jetzt wirklich glaubt, dass du nicht mehr taugst, und ich fände es nicht schön, wenn sie es überall herumerzählte.

Ich tat ihr nicht den Gefallen, mich aufzuregen. Selbst wenn es so wäre, sagte ich, ihr

Zustand ist derart jämmerlich, dass man nicht mit ihr rechnen kann, weder in wachem noch in schlafendem Zustand: Sie gehört ins Krankenhaus. Rosa Cabarcas senkte die Stimme: Schuld daran ist nur die Eile des Arrangements, aber es lässt sich ändern, du wirst schon sehen. Sie versprach, die Kleine zur Rede zu stellen, und wenn meine Vermutung zuträfe, sollte sie das Geld zurückgeben. Einverstanden? Lass es auf sich beruhen, sagte ich, es ist nichts passiert, aber mir hat es immerhin als Probe aufs Exempel gedient, solche Geschichten sind nichts mehr für mich. In diesem Sinne hat das Mädchen Recht: Ich tauge nicht mehr. Ich hängte auf, erfüllt von einem Gefühl der Befreiung, das ich mein Lebtag nicht gekannt hatte, und endlich erlöst von einem Zwang, der mich seit meinem dreizehnten Jahr versklavt hatte.

Um sieben Uhr abends war ich im Bellas Artes Ehrengast bei einem Konzert von Jacques Thibaud und Alfred Cortot, eine gloriose Interpretation der Sonate für Geige und Klavier von César Frank, und bekam in der Pause

unglaubliche Elogen zu hören. Maestro Pedro Biava, unser großer Musiker, schleifte mich förmlich zu den Garderoben, um mich den Interpreten vorzustellen. Ich war so durcheinander, dass ich sie zu einer Schumann-Sonate beglückwünschte, die sie nicht gespielt hatten, worauf mich jemand ungezogen in aller Öffentlichkeit korrigierte. Der Eindruck, ich hätte die beiden Sonaten aus schlichter Ignoranz verwechselt, verbreitete sich in der Stadt und wurde durch eine ungeschickte Erklärung meinerseits verstärkt, mit der ich das alles am Sonntag in der Besprechung des Konzerts zurechtzurücken suchte.

Zum ersten Mal in meinem langen Leben hielt ich mich für fähig, jemanden zu töten. Auf dem Nachhauseweg marterte mich das Teufelchen, das uns die schlagenden Antworten ins Ohr flüstert, die wir zur rechten Zeit nicht gegeben haben, und weder Lektüre noch Musik konnten meine Wut dämpfen. Zum Glück brachte Rosa Cabarcas mich auf andere Gedanken, sie kreischte ins Telefon: Ich bin ja so glücklich über die Zeitung, denn ich hatte

geglaubt, du wärst nicht neunzig, sondern schon hundert geworden. Aufgebracht erwiderte ich: So hinfällig habe ich auf dich gewirkt? Im Gegenteil, sagte sie, ich war überrascht, dass du so gut aussiehst. Wie schön, dass du nicht zu den geilen Greisen gehörst, die sich älter machen, damit man glaubt, dass sie in guter Verfassung sind. Und teilte mir übergangslos mit: Ich habe ein Geschenk für dich. Das überraschte mich wirklich. Und was ist das? Die Kleine, sagte sie.

Ich dachte keine Sekunde nach. Danke, sagte ich, das ist vorbei. Sie fuhr einfach fort: Ich schick sie dir nach Hause, in Bambuspapier gewickelt und im Wasserbad mit Sandelholz gegart, alles gratis. Ich blieb standhaft, und sie erging sich in einer holprigen Erklärung, die ehrlich klingen sollte. Sie sagte, das Mädchen sei an jenem Freitag in solch schlechtem Zustand gewesen, weil sie zweihundert Knöpfe mit Nadel und Fingerhut angenäht habe. Ja, sie habe tatsächlich Angst vor blutigen Vergewaltigungen, doch nun sei sie auf das Opfer vorbereitet. In der Nacht mit mir sei sie aufge-

standen, um auf die Toilette zu gehen, ich hätte aber so tief geschlafen, dass es ihr Leid getan habe, mich zu wecken, und morgens, als sie wieder aufwachte, sei ich schon fort gewesen. Das kam mir wie eine alberne Lüge vor, und ich war verstimmt. Nun gut, fuhr Rosa Cabarcas fort, selbst wenn es so wäre, das Mädchen bereut es. Arme Kleine, sie steht hier vor mir. Soll ich sie dir geben? Um Gottes willen, nein, sagte ich.

Ich hatte zu schreiben begonnen, als die Redaktionssekretärin anrief. Sie teilte mir mit, der Direktor wolle mich am nächsten Tag um elf Uhr vormittags sehen. Ich kam pünktlich. Der Baulärm war unerträglich, die Luft erfüllt von dem Gehämmer, von Zementstaub und Teerdämpfen, doch die Redaktion hatte sich daran gewöhnt, im alltäglichen Chaos zu denken. Die Direktionsbüros hingegen gehörten in ihrer kühlen Stille nach wie vor einem idealen Land an, das nicht das unsere war.

Der dritte Marco Tulio, ein Mann von jünglingshafter Erscheinung, stand auf, als er mich eintreten sah, unterbrach aber nicht sein Tele-

fongespräch, er reichte mir über den Schreibtisch hinweg die Hand und bedeutete mir, Platz zu nehmen. Ich hatte den Verdacht, dass am anderen Ende der Leitung keiner wäre und er diese Farce aufführte, um mich zu beeindrucken, aber bald merkte ich, dass er mit dem Gouverneur sprach und es sich tatsächlich um ein schwieriges Gespräch unter herzlichen Feinden handelte. Im Übrigen war er, glaube ich, bemüht, vor mir energisch zu wirken, auch wenn er stehen blieb, so lange er mit der staatlichen Autorität sprach.

Das Laster der Makellosigkeit war ihm anzusehen. Er war gerade neunundzwanzig geworden, hatte vier Sprachen und drei internationale Diplome vorzuweisen, ganz anders als der erste Präsident auf Lebenszeit, sein Großvater väterlicherseits, ein Mann der Praxis, der Journalist geworden war, nachdem er im Mädchenhandel ein Vermögen gemacht hatte. Der Enkel war gewandt im Umgang, wirkte überaus schmuck und gelassen, und das Einzige, was die Trefflichkeit seiner Erscheinung gefährdete, war ein falscher Ton in der

Stimme. Er trug ein sportliches Jackett mit einer frischen Orchidee im Knopfloch, und alles passte zu ihm, als gehöre es zu seiner Natur, doch nichts davon war für das Klima auf der Straße gemacht, alles für den Frühling in seinen Büros. Ich, der ich fast zwei Stunden aufs Ankleiden verschwendet hatte, spürte die Schmach der Armut und wurde noch wütender.

Das tödliche Gift aber lauerte in einem Panoramafoto der Belegschaft, aufgenommen am fünfundzwanzigsten Jahrestag der Zeitungsgründung, auf dem die inzwischen Verstorbenen mit einem Kreuzchen über dem Kopf gekennzeichnet waren. Ich war der Dritte von rechts, trug einen flachen Strohhut, eine Krawatte mit dickem Knoten und einer Perle, den ersten Schnurrbart nach Obristenart, den ich bis zum vierzigsten Lebensjahr hatte, und die drahtgefasste Brille eines Seminarzöglings, die ich nach einem halben Jahrhundert dann nicht mehr benötigte. Ich hatte dieses Foto über die Jahre in verschiedenen Büros hängen sehen, aber erst jetzt wurde mir die Botschaft

bewusst: Von ursprünglich achtundvierzig Angestellten waren nur noch vier am Leben, und der Jüngste von uns saß eine zwanzigjährige Strafe für mehrfachen Mord ab.

Der Direktor beendete das Telefonat, ertappte mich beim Betrachten des Fotos und lächelte. Die Kreuzchen habe nicht ich angebracht, sagte er. Ich halte sie für äußerst geschmacklos. Er setzte sich an den Schreibtisch und wechselte den Ton: Erlauben Sie mir die Bemerkung, dass Sie der unberechenbarste Mensch sind, den ich kenne. Angesichts meiner Überraschung kam er jeder Frage zuvor: Ich sage das wegen Ihrer Kündigung. Ich brachte nur über die Lippen: Das ist ein ganzes Leben. Er entgegnete, gerade deshalb sei es keine schickliche Lösung. Die Glosse fand er großartig, und alles, was ich über das Alter gesagt hätte, gehöre zum Besten, was er je darüber gelesen habe, doch es ergäbe keinen Sinn, sie mit einem Entschluss zu beenden, der einem bürgerlichen Tod gleichkomme. Zum Glück, sagte er, hat der *Widerwärtige Mann der neunten Stunde* die Glosse gelesen, als der Umbruch

der Meinungsseite schon fertig war, und sie für unvertretbar befunden. Ohne sich mit irgendeinem zu beraten, hat er sie mit dem Stift des Großinquisitors von oben bis unten durchgestrichen. Als ich das heute Morgen erfuhr, ließ ich eine Protestnote an das Gouvernement schicken. Das war meine Pflicht, aber unter uns, ich bin sehr dankbar für die Willkür des Zensors, denn ich kann nicht hinnehmen, dass Sie die Glosse aufgeben. Ich flehe Sie von ganzem Herzen an, sagte er, verlassen Sie nicht das Schiff auf hoher See. Und er endete mit einer großen Geste: Es gibt in der Musik noch viel, worüber wir sprechen müssen.

Er wirkte so bestimmt, dass ich nicht wagte, den Dissens mit einem fadenscheinigen Argument zu vertiefen. Tatsächlich lag das Problem darin, dass ich selbst immer noch keinen anständigen Grund gefunden hatte, die Tretmühle zu verlassen, und es graute mir bei dem Gedanken, mich nur deshalb noch einmal zu fügen, weil ich Zeit gewinnen wollte. Ich musste mich zusammenreißen, um mir nicht die schamlose Rührung anmerken zu lassen,

die mir die Tränen in die Augen trieb. Und wieder einmal, wie immer in so vielen Jahren, blieb alles beim Alten.

In der folgenden Woche, gefangen in einem Zustand, der eher verwirrt denn freudig war, ging ich bei den Tierzüchtern vorbei und holte die Katze ab, die mir die Setzer geschenkt hatten. Ich habe keine Beziehung zu Tieren, aus eben dem Grund, aus dem ich auch keine Beziehung zu kleinen Kindern habe, die noch nicht sprechen können. Für mich ist ihre Seele stumm. Nicht, dass ich Tiere hasse, aber ich kann sie nicht ertragen, weil ich nicht gelernt habe, mit ihnen umzugehen. Es scheint mir widernatürlich, dass ein Mann sich mit seinem Hund besser als mit seiner Frau versteht, dass er ihn lehrt, zur gleichen Zeit wie er Nahrung aufzunehmen und auszuscheiden, Fragen zu beantworten und den Kummer zu teilen. Die Katze der Setzer nicht abzuholen wäre jedoch eine Kränkung gewesen. Außerdem handelte es sich um ein prächtiges Exemplar mit rosaseidigem Angorafell und leuchtenden Augen, und das Maunzen klang fast nach

Worten. Ich bekam die Katze in einem Weidenkorb ausgehändigt, dazu einen beglaubigten Stammbaum und ein Handbuch, wie bei einem Fahrrad, das man selbst zusammenbauen muss.

Eine Militärpatrouille prüfte die Identität der Fußgänger, bevor sie den Durchgang zum Park San Nicolás freigab. So etwas hatte ich noch nie erlebt, und ich konnte mir kein entmutigenderes Symptom meines Alters vorstellen. Es war eine Viererpatrouille, befehligt von einem kaum erwachsenen Offizier. Die Soldaten waren Männer vom Land, dunkel und schweigsam, und sie rochen nach Stall. Der kommandierende Offizier hatte die vergoldeten Wangen eines Hochländers, der sich am Strand aufhält. Nachdem er meinen Personalausweis und meine Pressekarte überprüft hatte, fragte er mich, was ich in dem Korb hätte. Eine Katze, sagte ich. Er wollte sie sehen. Vorsichtig, damit sie mir nicht entwischte, hob ich den Deckel, doch einer der Soldaten wollte nachsehen, ob unten im Korb nicht noch etwas anderes war, und die Katze kratzte ihn. Der

Offizier griff ein. Das ist ja ein Juwel aus Angora, sagte er. Er streichelte sie, murmelte dabei etwas, und die Katze blieb friedlich, zeigte aber keine Reaktion. Wie alt ist sie denn? Ich weiß nicht, sagte ich, ich habe sie gerade eben geschenkt bekommen. Ich frage nur, weil man ihr ansieht, dass sie sehr betagt ist, zehn Jahre vielleicht. Ich hätte ihn gern gefragt, woher er das wisse, und noch vieles mehr, doch trotz seiner guten Manieren und seiner blumigen Sprache war ich außerstande, mit ihm zu sprechen. Ich glaube, das ist eine ausgesetzte Katze, die viel durchgemacht hat, sagte er. Sie sollten sie beobachten, zwingen Sie ihr nichts auf, richten Sie sich vielmehr nach ihr, lassen Sie das Tier einfach in Ruhe, bis Sie sein Vertrauen gewonnen haben. Er schloss den Korbdeckel und fragte mich: Was sind Sie von Beruf? Ich bin Journalist. Seit wann? Seit einem Jahrhundert, sagte ich. Zweifelsohne, meinte er. Er drückte mir die Hand und verabschiedete sich mit einem Satz, der sowohl ein guter Rat als auch eine Drohung sein konnte:

»Passen Sie gut auf sich auf.«

Gegen Mittag hängte ich das Telefon aus, weil ich Zuflucht in der Musik suchte, ein exquisites Programm: Wagners Rhapsodie für Klarinette und Orchester, die Saxophon-Rhapsodie von Debussy und eines der Streichquintette von Bruckner, eine Oase der Ruhe im Erdbeben seines Werks. Und auf einmal hüllte mich die Finsternis im Arbeitszimmer ein. Ich spürte, wie etwas unter den Tisch schlüpfte, kein lebendiger Körper, sondern eine übernatürliche Erscheinung schien meinen Fuß zu streifen. Ich sprang mit einem Schrei auf. Es war die Katze mit ihrem schönen aufgestellten Schwanz, ihrer geheimnisvollen Trägheit und ihrer mythischen Herkunft, und ich konnte mich eines Schauders nicht erwehren, weil ich mit einem nicht menschlichen Lebewesen allein im Haus war.

Als es von der Kathedrale sieben schlug, stand ein einziger, klarer Stern am rosenfarbenen Himmel, ein Schiff tutete seinen trostlosen Abschied, und ich spürte in der Kehle den gordischen Knoten all jener Lieben, die hätten sein können, aus denen aber nichts

geworden war. Ich hielt es nicht länger aus und griff nach dem Telefonhörer. Das Herz klopfte mir im Hals, als ich ganz langsam, um mich nicht zu vertun, die vier Nummern wählte und nach dem dritten Schrillen die Stimme erkannte. Mit einem Seufzer der Erleichterung sagte ich: Nichts für ungut, verzeih mein Gequengel von heute morgen. Sie war ganz ruhig: Keine Sorge, ich habe schon auf deinen Anruf gewartet. Ich instruierte sie: Die Kleine soll mich so erwarten, wie Gott sie geschaffen hat, und ohne Schminke im Gesicht. Ich hörte ihr kehliges Lachen. Dein Wunsch ist mir Befehl, sagte sie, aber du bringst dich um den Genuss, sie nach und nach auszuziehen, wie es die Alten so gerne tun, wer weiß warum. Ich weiß es, sagte ich, weil sie mit jedem Mal älter werden. Sie nahm es hin.

»Also gut«, sagte sie, »heute Nacht, Punkt zehn Uhr, bevor das Fischlein kalt ist.«

3

Wie sie wohl hieß? Rosa Cabarcas hatte es mir nicht gesagt. Wenn sie von ihr redete, sagte sie nur: la niña, die Kleine. Und ich hatte das Wort zum Vornamen gemacht, es war ja auch eine andere Bezeichnung für die Pupille und der Name der dritten Karavelle. Im Übrigen hießen bei Rosa Cabarcas die Mädchen für jeden Freier anders. Ich belustigte mich damit, vom Gesicht her auf den Namen zu schließen, und war von Anfang an sicher, dass die Kleine einen langen hatte, so etwas wie Filomena, Saturnina oder Nicolasa. Darüber grübelte ich gerade, als sie sich auf dem Bett umdrehte und mir den Rücken zuwandte, wobei es mir so erschien, als habe sie eine Blutlache in der Größe und Gestalt ihres Körpers hinterlassen.

Ein plötzlicher Schreck, bis ich feststellte, dass das Laken vom Schweiß feucht geworden war.

Rosa Cabarcas hatte mir geraten, behutsam mit ihr umzugehen, da sie noch nicht die Angst vom ersten Mal überwunden habe. Ich glaube aber, dass ihre Angst gerade wegen der Feierlichkeit des Rituals gewachsen war und man die Dosis Baldrian hatte erhöhen müssen, denn sie schlief so friedlich, dass es ein Jammer gewesen wäre, sie ohne Liebkosungen zu wecken. Also begann ich, sie mit dem Handtuch abzutupfen, während ich ihr leise das Lied von Delgadina, der jüngsten Königstochter und ganzen Liebe ihres Vaters, vorsummte. Während ich sie abtrocknete, zeigte sie mir im Takt meines Gesangs ihre schweißnassen Flanken. *Delgadina, Delgadina, du mein geliebtes Pfand.* Es war ein Genuss ohne Grenzen, denn hatte ich die eine Seite abgetrocknet, begann sie an der anderen wieder zu schwitzen, damit das Lied kein Ende nehme. *Steh auf, Delgadina, zieh dein seidnes Röcklein an,* sang ich ihr ins Ohr. Am Ende, wenn die Diener des Königs sie verdurstend in ihrem Bett auffin-

den, hatte ich den Eindruck, dass meine Kleine bei dem Klang des Namens aufgemerkt hatte. Sie war es also: Delgadina.

Ich legte mich in meinen Unterhosen mit den aufgedruckten Küssen wieder neben sie ins Bett. Bis fünf Uhr schlief ich, eingewiegt von ihrem friedlichen Atem. Ohne mich zu waschen, kleidete ich mich hastig an, und erst da sah ich den Satz, der mit Lippenstift auf den Spiegel über dem Waschbecken geschrieben war: *Der Tiger frisst nicht fern.* Ich weiß, dass die Aufschrift am Abend zuvor noch nicht da gewesen war, doch keiner konnte in das Zimmer gekommen sein, also verstand ich sie als Geschenk des Teufels. Ein fürchterliches Donnern überraschte mich an der Tür, und das Zimmer füllte sich ahnungsvoll mit dem Geruch der nassen Erde. Ich kam nicht mehr unbeschadet davon. Bevor ich ein Taxi fand, ging einer jener Wolkenbrüche nieder, die zwischen Mai und Oktober die Stadt aus dem Lot zu bringen pflegen, weil sie die Straßen aus glühendem Staub, die zum Fluss hinunterführen, in Sturzbäche verwandeln und diese alles

mitreißen, was ihnen in den Weg kommt. Der Regen in jenem seltsamen September konnte nach dreimonatiger Dürre ebenso glücksbringend wie verheerend sein.

Als ich die Haustür öffnete, hatte ich sogleich die körperliche Empfindung, nicht allein zu sein. Ich sah gerade noch den Schemen der Katze, die vom Sofa sprang und über den Balkon entwischte. Auf ihrem Teller lagen die Reste einer Mahlzeit, die ich ihr nicht serviert hatte. Der Gestank ihres abgestandenen Urins und der frischen Kacke hatte alles verpestet. Ich hatte mich dem Studium der Katze gewidmet wie einst dem des Lateins. In dem Handbuch stand, dass Katzen die Erde aufkratzen, um ihren Kot zu verscharren, und dass sie in Häusern wie diesem, das keinen Patio hat, Blumentöpfe oder sonst einen Winkel dazu benutzen würden. Es empfehle sich, ihnen gleich am ersten Tag eine Kiste mit Sand bereitzustellen, damit sie sich daran gewöhnen könnten, und das hatte ich gemacht. Es hieß auch, dass sie in einem neuen Haus zuallererst ihr Revier markieren, indem sie über-

allhin urinieren, und das konnte der Fall gewesen sein, doch im Handbuch stand nicht, wie dem zu begegnen sei. Ich folgte ihren Spuren, um mich mit ihren ureigenen Gewohnheiten vertraut zu machen, stieß aber nicht auf ihre geheimen Verstecke, ihre Ruheplätze, auf die Gründe für ihre wechselnden Launen. Ich wollte ihr beibringen, zu bestimmten Stunden zu fressen, in das Sandkistchen auf der Terrasse zu machen, weder auf mein Bett zu springen, wenn ich schlief, noch an den Speisen auf dem Tisch zu schnüffeln, doch sie wollte nicht verstehen, dass sie zwar alle Rechte im Haus hatte, dieses aber nicht als Kriegsbeute ansehen sollte. Also ließ ich sie nach ihrer Façon walten.

Gegen Abend bot ich dem Unwetter die Stirn, dessen Orkanböen das Haus auf den Kopf zu stellen drohten. Ich musste ständig niesen, der Schädel tat mir weh, und ich hatte Fieber, doch ich fühlte mich von einer Kraft und einer Entschlossenheit besessen, die ich noch nie, in keinem Alter und aus keinem Anlass, gehabt hatte. Ich stellte Becken auf den

Boden, um die Tropfen aus den Lecks im Dach aufzufangen, und sah, dass seit dem vergangenen Winter neue hinzugekommen waren. Durch das größte Leck wurde allmählich die rechte Seite der Bibliothek überschwemmt. Ich beeilte mich, die griechischen und römischen Autoren zu retten, die in jenem Bereich zu Hause waren, doch als ich die Bücher wegräumte, begegnete mir ein Wasserstrahl, der mit Hochdruck aus einem schadhaften Rohr hinten in der Mauer schoss. Ich knebelte es notdürftig mit Lappen, um Zeit für die Rettung der Bücher zu gewinnen. Das Getöse des Regens und das Heulen des Windes im Park wurden heftiger. Ein geisterhafter Blitz und gleichzeitiger Donner erfüllten die Luft mit starkem Schwefelgeruch, die Windsbraut drückte die Scheiben der Balkontüren ein, und eine ungeheure Böe vom Meer brach die Riegel auf und drang ins Haus. Nach kaum zehn Minuten klarte es jedoch plötzlich auf. Eine strahlende Sonne trocknete die mit Schutt und Trümmern übersäten Straßen, und die Hitze kehrte wieder ein.

Als das Unwetter vorüber war, hatte ich immer noch das Gefühl, nicht allein im Haus zu sein. Ich konnte es mir nur so erklären, dass genau wie man reale Begebenheiten vergisst, auch solche, die nie stattgefunden haben, erinnert werden können, als seien sie gewesen. Denn wenn ich mich an die Notlage bei dem Unwetter erinnerte, dann sah ich mich nicht allein im Haus, sondern immer in Begleitung von Delgadina. Ich hatte sie in der Nacht so nah gespürt, dass ich den Hauch ihres Atems im Schlafzimmer wahrnahm und das Pochen ihrer Wange auf meinem Kopfkissen. Erst jetzt begriff ich, warum wir in so kurzer Zeit so viel hatten schaffen können. Ich sah mich auf dem Schemel in der Bibliothek stehen und sie, nun wach in ihrem Blümchenkleid, die Bücher entgegennehmen und in Sicherheit bringen. Ich sah sie gegen den Sturm ankämpfend hin und her rennen, triefend nass, bis zu den Knöcheln im Wasser. Ich erinnerte mich daran, wie sie am nächsten Tag das Frühstück bereitete, das es nie gegeben hat, und den Tisch deckte, während ich die Böden trockenwischte und

wieder Ordnung im schiffbrüchigen Haus herstellte. Nie werde ich ihren düsteren Blick beim Frühstück vergessen: Warum hast du mich erst kennen gelernt, als du schon so alt warst? Ich sagte die Wahrheit: Man ist nicht so alt, wie man ist, sondern so alt, wie man sich fühlt.

Von da an hatte ich sie so deutlich vor mir, dass ich mit ihr machte, was ich wollte. Ich änderte ihre Augenfarbe je nach meiner Stimmung: Wasserfarben beim Aufwachen, sirupfarben, wenn sie lachte, glutfarben, wenn ich sie verstimmte. Ich kleidete sie gemäß dem Alter und den Rollen ein, die meinen wechselnden Launen entsprachen: verliebte Novizin mit zwanzig, Salondirne mit vierzig, Königin von Babylon mit siebzig und Heilige mit hundert. Wir sangen Liebesduette von Puccini, Boleros von Agustín Lara, Tangos von Carlos Gardel und stellten wieder einmal fest, dass wer nicht singt, sich gar nicht vorstellen kann, was für ein Glück es ist zu singen. Heute weiß ich, das war keine Halluzination, sondern ein weiteres Wunder der ersten Liebe meines Lebens mit neunzig Jahren.

Als das Haus wieder in Ordnung war, rief ich Rosa Cabarcas an. Heiliger Himmel, jubelte sie, als sie meine Stimme hörte, ich dachte schon, du wärst ertrunken. Sie konnte nicht begreifen, dass ich weder die Nacht mit der Kleinen verbracht hatte, ohne sie anzurühren. Du hast alles Recht der Welt, sie nicht zu mögen, aber benimm dich wenigstens wie ein Erwachsener. Ich versuchte es zu erklären, aber sie wechselte einfach das Thema: Wie dem auch sei, ich habe ein etwas älteres Mädchen für dich ausgeguckt, sie ist schön und ebenfalls Jungfrau. Ihr Vater will sie für ein Haus eintauschen, aber man kann über einen Preisnachlass reden. Mir gefror das Herz. Das fehlte gerade noch, protestierte ich erschrocken, ich will dieselbe, und so wie immer, ohne Scheitern, ohne Streit, ohne schlechte Erinnerungen. Die Leitung blieb eine Weile stumm, und schließlich hörte ich die ergebene Stimme, mit der sie zu sich selbst sagte: Nun ja, hier handelt es sich wohl um das, was die Ärzte Altersdemenz nennen.

Ich ließ mich um zehn Uhr nachts von einem Chauffeur hinfahren, der für die seltene

Tugend, keine Fragen zu stellen, bekannt war. Ich hatte einen tragbaren Ventilator dabei und ein Bild von Orlando Rivera, dem lieben *Figurita,* sowie einen Hammer und einen Nagel, um es aufzuhängen. Auf der Fahrt ließ ich den Chauffeur anhalten und kaufte Zahnbürsten, Zahnpasta, Duftseife, Agua de Florida und Lakritzbonbons. Ich wollte auch eine ordentliche Vase und einen Strauß gelber Rosen mitbringen, um den Fluch der Papierblumen zu bannen, aber kein Geschäft war offen, sodass ich aus einem Garten einen Strauß eben erst erblühter Astromelien klauen musste.

Auf Anweisung der Hausherrin sollte ich jetzt immer über die Straße hinter dem Haus, von der Seite des Aquädukts, kommen, damit mich keiner durch die Gartenpforte eintreten sah. Der Chauffeur warnte mich: Vorsicht, Gelehrter, in diesem Haus wird getötet. Ich antwortete: Macht nichts, wenn es denn aus Liebe geschieht. Der Hof lag im Finstern, aber in den Fenstern brannte Licht, und aus jedem der sechs Zimmer drang eine andere Musik, ein lebhaftes Potpourri. In meinem erkannte

ich in voller Lautstärke die warme Stimme von Pedro Vargas, dem Tenor Amerikas, der einen Bolero von Miguel Matamoros sang. Ich meinte, ich müsse sterben. Mit stockendem Atem stieß ich die Tür auf und sah Delgadina im Bett liegen, ganz wie in meiner Erinnerung: nackt und friedlich auf der Seite des Herzens schlafend.

Bevor ich mich ins Bett legte, arrangierte ich den Toilettentisch, ersetzte den verrosteten Ventilator durch den neuen und hängte das Bild so auf, dass sie es vom Bett aus sehen konnte. Ich legte mich an ihre Seite und erkannte alles an ihr wieder. Es war sie, die durch mein Haus wandelte: die gleichen Hände, die mich tastend im Dunkeln erkannten, die gleichen Füße mit dem sanften Tritt, der nicht zu unterscheiden war von dem der Katze, der gleiche Schweißgeruch meiner Laken, der Fingerhutfinger. Unglaublich: Nun, da ich sie leibhaftig vor mir hatte und berührte, erschien sie mir unwirklicher als in meiner Erinnerung.

Auf der Wand gegenüber hängt ein Bild, sagte ich. Das hat *Figurita* gemalt, ein Mann,

den wir sehr geliebt haben, der beste Bordelltänzer, den es je gegeben hat, und so gutherzig, dass er sogar mit dem Teufel Mitleid hatte. Er hat das Bild mit Schiffsfarbe auf das verkohlte Segeltuch eines Flugzeugs gemalt, das in der Sierra Nevada von Santa Marta zerschellt ist, und mit Pinseln, die er aus den Haaren seines Hundes fertigte. Die Frau auf dem Bild ist eine Nonne, die hat er aus einem Kloster entführt und geheiratet. Ich lasse es hier, damit du es als Erstes beim Aufwachen siehst.

Sie lag noch immer in derselben Stellung da, als ich um ein Uhr das Licht löschte, und ihr Atem war so schwach, dass ich ihr den Puls fühlte, weil ich das Leben in ihr spüren wollte. Das Blut rann durch ihre Adern, flüssig wie ein Lied, das sich bis in die verstecktesten Winkel ihres Körpers verzweigte und von der Liebe geläutert wieder zum Herzen strömte.

Bevor ich im Morgengrauen ging, zeichnete ich ihre Handlinien auf ein Papier und gab es dann Diva Sahibi zum Lesen, auf dass ich die Seele der Kleinen kennen lernte. Und heraus kam das: eine Person, die nur sagt, was sie

denkt. Im Handarbeiten perfekt. Sie steht in Kontakt mit jemandem, der schon gestorben ist und von dem sie Hilfe erwartet; doch da irrt sie, denn die Hilfe, die sie sucht, ist zum Greifen nah. Sie hat sich noch keinem verbunden, wird aber alt und verheiratet sterben. Jetzt hat sie einen dunkelhaarigen Verehrer, der aber nicht der Mann ihres Lebens sein wird. Sie könnte acht Kinder haben, wird sich aber für nur drei entscheiden. Wenn sie nicht der Vernunft folgt, sondern das tut, was ihr das Herz sagt, wird sie mit fünfunddreißig über viel Geld verfügen und mit vierzig eine Erbschaft antreten. Sie wird viel reisen. Sie hat zwei Leben und ein zweifaches Glück und kann auf ihr Schicksal Einfluss nehmen. Aus Neugier probiert sie gern alles aus, wird es aber bereuen, wenn sie dabei nicht auf ihr Herz hört.

Von Liebe gemartert ließ ich die Verwüstungen des Sturms reparieren und nutzte die Gelegenheit, um etliche Ausbesserungen vorzunehmen, die ich aus Geldmangel oder Nachlässigkeit seit Jahren aufgeschoben hatte. Ich ordnete die Bibliothek neu, und zwar in der

Reihenfolge, in der ich die Bücher gelesen hatte. Zum Schluss ließ ich das Pianola mit den gut hundert Notenrollen klassischer Musik als historische Reliquie versteigern und kaufte mir einen Plattenspieler, der zwar gebraucht, aber besser als mein alter war, dazu Hi-Fi-Lautsprecher, die das Haus weiträumiger machten. Ich war am Rand der Pleite, jedoch bestens entschädigt durch das Wunder, in meinem Alter noch lebendig zu sein.

Das Haus war aus der Asche auferstanden, und ich schwebte in Delgadinas Liebe, so erfüllt und glückselig, wie ich es in meinem bisherigen Leben nicht gekannt hatte. Ihr verdankte ich, dass ich als Neunzigjähriger zum ersten Mal mit meinem natürlichen Wesen konfrontiert wurde. Ich entdeckte, dass meine Obsession, jedes Ding an seinem Platz, jede Angelegenheit zu ihrer Zeit, jedes Wort im richtigen Stil zu haben, nicht der verdiente Preis eines geordneten Geistes, sondern das ganze Gegenteil war, geradezu ein System der Täuschung, das ich erdacht hatte, um meine unordentliche Natur zu verbergen. Ich ent-

deckte, dass ich nicht aus Tugend diszipliniert bin, sondern als Reaktion auf meine Nachlässigkeit; dass ich mich großzügig gebe, um meine Kleinlichkeit zu verdecken, dass meine Vorsicht aus Vorurteilen erwächst, dass ich versöhnlich bin, um nicht meiner unterdrückten Wut anheim zu fallen, dass ich nur pünktlich bin, damit niemand erfährt, wie gleichgültig mir fremde Zeit ist. Zu guter Letzt entdeckte ich, dass die Liebe nicht ein Seelenzustand, sondern ein Zeichen des Tierkreises ist.

Ich wurde ein anderer. Ich versuchte, die Klassiker neu zu lesen, die mich beim Heranwachsen geleitet hatten, und konnte nichts mit ihnen anfangen. Ich tauchte in die romantische Literatur ein, die ich verschmäht hatte, als meine Mutter sie mir mit harter Hand hatte aufzwingen wollen, und dabei wurde mir bewusst, dass die unbesiegbare Kraft, die diese Welt bewegt, nicht aus glücklicher, sondern aus verhinderter Liebe erwächst. Als meine musikalischen Neigungen ins Wanken gerieten, entdeckte ich, dass ich alt und rückständig war, und öffnete mein Herz den Wonnen des Zufalls.

Ich frage mich, wie ich diesem ständigen Taumel erliegen konnte, den ich selbst provozierte und fürchtete. Ich schwebte zwischen wandernden Wolken und führte, in der vergeblichen Hoffnung herauszufinden, wer ich war, vor dem Spiegel Selbstgespräche. Mein Wahn ging so weit, dass ich bei einer Studentendemonstration, als Steine und Flaschen flogen, Kraft aus meiner Schwäche ziehen musste, um nicht mit einem Schild vorneweg zu stürmen, das meine Wahrheit ausposaunte: *Ich bin verrückt vor Liebe.*

Betäubt von der erbarmungslosen Erinnerung an die schlafende Delgadina veränderte ich ohne Hintergedanken den Stil meiner sonntäglichen Glossen. Worüber auch immer, ich schrieb für die Kleine, lachte oder weinte für sie, und mit jedem Wort verging mein Leben. Statt in dem traditionell feuilletonistischen Stil, den die Glossen immer gehabt hatten, schrieb ich sie jetzt wie Liebesbriefe, die jeder sich zu Eigen machen konnte. Ich schlug in der Redaktion vor, dass der Text nicht gesetzt, sondern in meiner florentinischen Hand-

schrift veröffentlicht würde. Der Chefredakteur hielt das, klar, für einen weiteren Anfall von seniler Eitelkeit, doch der Direktor überzeugte ihn mit einem Satz, der noch heute in der Redaktion die Runde macht:

»Irren Sie sich nicht: Die harmlosen Verrückten sind der Zukunft voraus.«

Die Öffentlichkeit reagierte sofort, enthusiastische Leserbriefe von Verliebten häuften sich. Manche meiner Texte wurden im Radio mit der Dringlichkeit letzter Nachrichten verlesen, man fertigte Abschriften an, und die wurden mit Kohlepapier oder maschinell vervielfältigt und wie Schmuggelzigaretten an den Ecken der Calle San Blas verkauft. Von Anfang an war klar, dass die Glossen meinem Verlangen gehorchten, mich auszusprechen, doch ich gewöhnte mich daran, dies beim Schreiben zu reflektieren, immer mit der Stimme eines neunzigjährigen Mannes, der nicht gelernt hat, wie ein Greis zu denken. Die intellektuelle Gemeinde zeigte sich, wie es häufig der Fall ist, ängstlich und gespalten, und sogar selbstberufene Graphologen ergin-

gen sich in Kontroversen über die Analysen meiner Schrift. Damit sorgten sie dafür, dass sich die Geister teilten, heizten die Polemik an, und die Nostalgie wurde zur Mode.

Noch vor Jahresende hatte ich mit Rosa Cabarcas abgesprochen, den elektrischen Fächer, die Toilettenartikel und das, was ich fürderhin anschleppen würde, um das Zimmer wohnlich zu machen, dort zu lassen. Ich kam um zehn Uhr, hatte immer etwas Neues für die Kleine oder für unser beider Vergnügen dabei und verbrachte einige Minuten damit, das versteckte Arsenal herauszuholen und die Bühne für unsere Nächte aufzubauen. Bevor ich ging, nie später als fünf Uhr morgens, schloss ich alles wieder ein. Das Zimmer blieb dann so karg zurück, wie es ursprünglich für die tristen Liebesspiele zufälliger Kunden gewesen war. Eines Morgens hörte ich, dass Marcos Pérez, der beliebteste Radiosprecher am Vormittag, beschlossen hatte, meinen Sonntagstext in seiner Nachrichtensendung am Montag zu verlesen. Als ich des Schwindelgefühls Herr geworden war, sagte ich erschüttert: Du

weißt schon, Delgadina, der Ruhm ist eine dicke Frau, sie schläft nicht mit dir, steht aber immer am Bett und beobachtet dich beim Aufwachen.

An einem jener Tage blieb ich zum Frühstück bei Rosa Cabarcas, die inzwischen weniger hinfällig auf mich wirkte, trotz der Trauerkleidung und des schwarzen Baretts, das selbst ihre Augenbrauen verdeckte. Ihre Frühstücke waren berühmt, außerdem so stark gepfeffert, dass ich weinen musste. Nach dem ersten flammenden Bissen sagte ich unter Tränen zu ihr: Heute Nacht wird mir auch ohne Vollmond der Hintern brennen. Keine Klagen, sagte sie. Wenn erbrennt, dann doch deshalb, weil du ihn noch hast, dem Himmel sei Dank.

Sie war überrascht, als ich den Namen Delgadina erwähnte. So heißt sie nicht, sie heißt. Sag es mir nicht, unterbrach ich sie, für mich ist sie Delgadina. Sie zuckte mit den Schultern: Na gut, sie gehört schließlich dir, aber der Name klingt nach Abführmittel. Ich erzählte ihr von dem Satz mit dem Tiger, den die Kleine auf den Spiegel geschrieben hatte. Sie

kann es nicht gewesen sein, sagte Rosa, denn sie kann weder lesen noch schreiben. Wer sonst? Sie zuckte mit den Schultern: Vielleicht jemand, der in dem Zimmer gestorben ist.

Ich nützte solche Frühstücke aus, um Rosa Cabarcas mein Herz auszuschütten, und bat sie um kleine Gefälligkeiten für Delgadina, auf dass es ihr gut ginge und sie schön anzusehen wäre. Rosa gewährte sie, ohne weiter nachzudenken, schelmisch wie ein Schulmädchen. Das ist ja witzig, sagte sie einmal zu jener Zeit. Es ist mir, als hieltest du um ihre Hand an. Übrigens, fiel ihr ein, warum heiratest du sie nicht? Ich erstarrte. Ich meine es ernst, beharrte sie, es kommt dich billiger. Taugen oder nicht taugen ist schließlich die Frage in deinem Alter, aber du hast mir ja schon gesagt, dass sich das für dich erledigt hat. Ich pflichtete ihr bei: Sexualität ist ein Trost, wenn die Liebe nicht reicht.

Sie lachte auf: Ach, mein weiser Freund, ich wusste schon immer, dass du ein ganzer Mann bist, es immer warst, und ich freue mich, dass

du es noch immer bist, während deine Feinde die Waffen strecken. Kein Wunder, dass so viel von dir geredet wird. Hast du Marcos Pérez gehört? Alle Welt hört ihn, sagte ich, um das Thema zu beenden. Doch sie fuhr fort: Auch Professor Camacho y Cano hat gestern in der *Stunde für Allerlei* gesagt, die Welt sei nicht mehr, was sie einmal war, da es nur noch wenige Männer gebe wie dich.

An jenem Wochenende fand ich Delgadina fiebernd und hustend vor. Ich weckte Rosa Cabarcas, damit sie mir irgendein Hausmittel gäbe, und sie brachte mir ein Erste-Hilfe-Kästchen ins Zimmer. Zwei Tage später ging es Delgadina immer noch schlecht, und sie hatte nicht zum Knöpfeannähen in die Fabrik gehen können. Der Arzt hatte ihr ein Mittel für eine einfache Grippe gegeben, die innerhalb einer Woche vorbei sein würde, zeigte sich aber besorgt über Delgadinas Unterernährung und ihren Allgemeinzustand. Ich sah sie nicht mehr und spürte, dass sie mir fehlte, so dass ich die Zeit nutzte, um in ihrer Abwesenheit das Zimmer herzurichten.

Ich brachte noch eine Federzeichnung von Cecilia Porras mit, die für *Alle warteten wir,* den Erzählungsband von Alvaro Cepeda, entstanden war. Ich schleppte die sechs Bände *Jean Christophe* von Romain Rolland an, um meine Schlaflosigkeit zu beschäftigen. So war das Zimmer, als Delgadina zurückkam, eines häuslichen Glücks würdig: die Luft gereinigt mit einem aromatisierten Insektengift, rosenfarbene Wände, gedämpftes Licht, frische Blumen in den Vasen, meine Lieblingsbücher und die guten Bilder meiner Mutter, nach neuestem Geschmack gehängt. Ich hatte das alte Radio durch einen Kurzwellenempfänger ersetzt, den ich auf ein Programm mit klassischer Musik eingestellt hatte, damit Delgadina sich daran gewöhnte, bei Mozartquartetten zu schlafen, doch eines Abends war ein Sender eingeschaltet, der sich auf populäre Boleros spezialisierte. Zweifellos war das ihr Geschmack, und ich nahm ihn ohne Schmerz an, denn auch ich war in meinen besten Tagen dem Bolero von Herzen verfallen gewesen. Bevor ich am nächsten Morgen nach Hause

ging, schrieb ich mit dem Lippenstift auf den Spiegel: *Meine Kleine, wir sind allein auf der Welt.*

Zu jener Zeit hatte ich den seltsamen Eindruck, dass sie vor der Zeit erwachsen wurde. Ich bemerkte das Rosa Cabarcas gegenüber, und sie fand es ganz natürlich. Am fünften Dezember wird sie fünfzehn, sagte sie zu mir. Ein richtiger Schütze. Es beunruhigte mich, dass sie so irdisch war, Geburtstag zu haben. Was sollte ich ihr schenken? Ein Fahrrad, sagte Rosa Cabarcas. Zum Knöpfeannähen muss sie zweimal täglich quer durch die Stadt. Sie zeigte mir im Schuppen das Fahrrad, das Delgadina benutzte, und ich fand das klapprige Gestell tatsächlich einer so innig geliebten Frau unwürdig. Aber es rührte mich als greifbarer Beweis für Delgadinas Existenz im wirklichen Leben.

Als ich für sie das denkbar beste Fahrrad kaufen ging, konnte ich nicht der Versuchung widerstehen, es selbst auszuprobieren, und drehte ein paar müßige Runden in der Einfahrt des Geschäfts. Dem Verkäufer, der nach

meinem Alter fragte, sagte ich mit der Koketterie des Greises: Demnächst werde ich einundneunzig. Der Angestellte sagte genau das, was ich wollte: Sie sehen aber zwanzig Jahre jünger aus. Ich begriff selbst nicht, wie mir die Übung aus der Schulzeit erhalten geblieben war, und fühlte mich von strahlendem Übermut erfüllt. Ich begann zu singen. Erst leise vor mich hin, dann aus voller Kehle, mit dem Gehabe des großen Caruso, zwischen den farbig wuchernden Basaren und dem wahnwitzigen Verkehr am öffentlichen Markt. Die Leute schauten mir amüsiert zu, feuerten mich an und forderten mich auf, im Rollstuhl am Kolumbien-Rennen teilzunehmen. Wie ein glücklicher Seemann winkte ich ihnen zu und sang weiter. In jener Woche schrieb ich, dem Dezember zu Ehren, eine weitere kecke Glosse: *Wie man mit neunzig auf dem Fahrrad glücklich wird.*

Am Abend ihres Geburtstags sang ich Delgadina das vollständige Lied vor und küsste sie am ganzen Körper, bis ich außer Atem war: das Rückgrat, Wirbel um Wirbel, bis zu dem

schmachtenden Gesäß, die Seite mit dem Muttermal und die ihres unermüdlichen Herzens. Indes ich sie küsste, wurde ihr Körper heißer und verströmte einen wilden Duft. Sie antwortete mir mit immer neuem Beben auf jedem Zollbreit ihrer Haut, und jedes Mal fand ich eine andere Wärme, einen besonderen Geschmack vor, ein neues Stöhnen, das ganze Geschöpf hallte im Innern wider wie bei einem Arpeggio, und ohne berührt zu werden, blühten ihre Brüstchen auf. Im Morgengrauen, als ich fast eingenickt war, fuhr mir vom Meer her ein Raunen wie von Menschenmassen und die Panik der Bäume durchs Herz. Ich ging ins Badezimmer und schrieb auf den Spiegel: *Delgadina, mein Leben, die Weihnachtswinde sind da.*

Zu meinen glücklichsten Erinnerungen gehört eine Verstörung, die ich an einem Morgen wie jenem beim Verlassen der Schule spürte. Was ist mit mir los? Ach, Junge, sagte die Lehrerin beschwingt, merkst du denn nicht, dass es die Winde sind? Achtzig Jahre später spürte ich Vergleichbares, als ich in Del-

gadinas Bett erwachte, und wieder war es der Dezember, der pünktlich mit seinen klaren Himmeln kam, den Sandstürmen, den durch die Straßen streunenden Wirbelwinden, die Häuser abdeckten und den Schülerinnen die Röcke hochwehten. Die Stadt wurde zu einem gespenstischen Resonanzboden. In windigen Nächten war bis hinauf in die höher liegenden Viertel das Geschrei vom Markt zu hören, als wäre er gleich um die Ecke. Nicht selten erlaubten uns die Böen, unsere Freunde, die sich in abgelegenen Bordellen aufhielten, über ihre Stimmen zu orten.

Mit den Dezemberwinden erreichte mich aber auch die schlechte Nachricht, dass Delgadina nicht mit mir, sondern mit ihrer Familie Weihnachten verbringen würde. Wenn ich etwas auf dieser Welt hasse, dann sind es die obligatorischen Feste, auf denen die Leute weinen, -weil sie fröhlich sind, das Feuerwerk, die einfältigen Weihnachtslieder, die Girlanden aus Krepppapier, die nichts mit einem Kind zu tun haben, das vor zweitausend Jahren in einem ärmlichen Stall geboren wurde. Am

Heiligen Abend konnte ich der Sehnsucht jedoch nicht widerstehen und begab mich in das leere Zimmer. Ich schlief fest und wachte neben einem Plüschbären auf, der wie ein Eisbär auf zwei Beinen stand; auf dem beiliegenden Kärtchen stand: *Für den hässlichen Papa.* Rosa Cabarcas hatte mir erzählt, Delgadina lerne anhand meiner auf den Spiegel geschriebenen Lektionen lesen, und ich bewunderte ihre gute Schrift. Doch Rosa enttäuschte mich dann mit der schlimmen Mitteilung, dass der Bär ein Geschenk von ihr sei, also blieb ich Silvester daheim, legte mich um acht ins Bett und schlief ohne Bitterkeit ein. Ich war glücklich, weil ich Schlag zwölf unter dem wütenden Hall der Glocken, den Sirenen der Fabriken und der Feuerwehr, dem Heulen der Schiffe, den Böllerschüssen und Raketen spürte, wie Delgadina auf Zehenspitzen in mein Zimmer trat, sich zu mir legte und mir einen Kuss gab. Der war so wirklich, dass mir ihr Lakritzgeruch auf den Lippen blieb.

4

Im neuen Jahr lernten wir uns allmählich so gut kennen, als lebten wir wach zusammen, denn ich hatte eine behutsame Stimmlage gefunden, auf die sie ohne aufzuwachen hörte und mit der natürlichen Sprache des Körpers antwortete. Ihre jeweilige Gemütsverfassung war daran zu erkennen, wie sie schlief. Von der reizbaren Erschöpfung des Anfangs fand sie zu einem inneren Frieden, der ihr Gesicht verschönte und ihren Schlaf bereicherte. Ich erzählte ihr mein Leben und las ihr die Entwürfe meiner Sonntagsglossen vor, in denen sie unausgesprochen gegenwärtig war, sie allein.

In jener Zeit legte ich ihr einmal ein Paar Smaragdohrringe, die meiner Mutter gehört

hatten, aufs Kopfkissen. Sie trug sie beim nächsten Stelldichein, und sie standen ihr nicht. Später brachte ich ihr welche, die besser zu ihrer Hautfarbe passten. Ich erklärte ihr: Die ersten standen dir nicht so gut, eine Frage des Typs und des Haarschnitts. Diese werden dich besser kleiden. Zu den zwei nächsten Treffen trug sie weder die einen noch die anderen Ohrringe, aber beim dritten Mal hatte sie diejenigen angelegt, die ich ihr empfohlen hatte. Ich begann zu begreifen, dass sie nicht meinen Befehlen gehorchte, aber auf eine Gelegenheit wartete, mir eine Freude zu machen. Inzwischen hatte ich mich so an diese Art von häuslichem Leben gewöhnt, dass ich nicht weiter nackt schlief, sondern den Pyjama aus chinesischer Seide mitbrachte, den ich nicht mehr getragen hatte, weil es niemanden gab, für den ich ihn hätte ausziehen können.

Ich begann, ihr *Der kleine Prinz* von Saint-Exupéry vorzulesen, einem französischen Autor, der überall mehr bewundert wird als in Frankreich. Es war das erste Buch, das sie unterhielt, ohne sie zu wecken, und ich musste

sogar zwei Tage hintereinander kommen, um es ihr fertig vorzulesen. Wir machten weiter mit den Märchen von Perrault, der Bibel, *Tausendundeiner Nacht,* in einer desinfizierten Fassung für Kinder, und ich merkte, dass ihr Schlaf je nach ihrem Interesse für die Lektüre unterschiedlich tief war. Wenn ich spürte, dass sie auf den Grund gesunken war, löschte ich das Licht, schloss sie in die Arme und schlief, bis die Hähne krähten.

Ich fühlte mich so glücklich, dass ich sie sehr sanft auf die Lider küsste, und eines Nachts ging gleichsam ein Leuchten über den Himmel: Sie lächelte zum ersten Mal. Ohne jeden Anlass wälzte sie sich später im Bett herum, wandte mir den Rücken zu und sagte unwillig: Das war Isabel, sie hat die Schnecken zum Weinen gebracht. Erregt von der Hoffnung auf einen Dialog, fragte ich im gleichen Ton: Von wem waren denn die Schnecken? Sie antwortete nicht. Ihre Stimme hatte einen plebejischen Unterton, als sei es nicht die ihre, sondern die einer fremden Person, die sie in sich trug. Jeder Schatten eines Zweifels schwand

aus meiner Seele: Schlafend war sie mir lieber.

Mein einziges Problem war die Katze. Sie zeigte sich appetitlos und menschenscheu, zwei Tage schon lag sie in ihrem gewohnten Winkel und hob nicht einmal den Kopf, schlug aber wie ein verletztes Raubtier mit der Tatze nach mir, als ich sie in ihren Weidenkorb legen wollte, damit Damiana sie zum Tierarzt brächte. Diese wurde kaum mit ihr fertig und schleppte dann das strampelnde Tier in einem Rupfensack ab. Nach einer Weile rief sie mich von der Tierzucht aus an und sagte, es bleibe keine andere Wahl, als die Katze einzuschläfern, und man brauche meine Einwilligung. Warum? Weil sie schon sehr alt ist, sagte Damiana. Zornig dachte ich, dass man dann auch mich bei lebendigem Leibe in einem Katzenkrematorium verbrennen könnte. Ich fühlte mich wehrlos zwischen zwei Feuern: Ich hatte nicht gelernt, die Katze zu mögen, hatte aber auch nicht das Herz, sie töten zu lassen, nur weil sie alt war. Was sagte das Handbuch dazu?

Der Zwischenfall erschütterte mich derart, dass ich für den Sonntag eine Glosse verfasste: *Ist die Katze ein winziger Salontiger?* – ein Titel, den ich bei Neruda geklaut hatte. Die Glosse führte wieder zu einer Debatte, und unter den Lesern gab es erneut zwei Fraktionen, für und wider die Katzen. Nach fünf Tagen setzte sich die Meinung durch, es müsse erlaubt sein, eine Katze zu töten, wenn eine Gefährdung der öffentlichen Gesundheit vorliege, aber nicht nur deshalb, weil das Tier alt sei.

Seit dem Tod meiner Mutter ließ mich die Angst nicht schlafen, jemand könnte mich im Schlaf berühren. Eines Nachts hatte ich etwas gespürt, dann gab mir jedoch ihre Stimme die Ruhe wieder: *Figlio mio poveretto.* In Delgadinas Zimmer hatte ich einmal spätnachts erneut das Gefühl, berührt zu werden, und wand mich genüsslich, weil ich glaubte, die Kleine sei es gewesen. Aber nein: Im Dunkeln stand Rosa Cabarcas vor mir. Zieh dich an und komm mit, sagte sie, ich habe ein ernstes Problem.

So war es, und noch ernster, als ich mir hätte vorstellen können. Einer der wichtigen Kunden

des Hauses war im ersten Zimmer des Nebengebäudes erstochen worden. Der Mörder war geflüchtet. Die riesige Leiche, bleich wie ein gekochtes Huhn, lag nackt, aber mit Schuhen auf dem blutgetränkten Bett. Ich erkannte ihn sofort: Es war J.M.B., ein großer Bankier, berühmt für seine stattliche Erscheinung, seine sympathische Art und seine Eleganz – und vor allem für sein tadelloses Familienleben. Am Hals hatte er zwei maulbeerfarbene Wunden, wie Lippen, und im Bauch klaffte ein Spalt, der nicht aufhörte zu bluten. Die Totenstarre war noch nicht eingetreten. Mehr als die Wunden erschütterte mich das Präservativ, das, offensichtlich unbenutzt, auf seinem tödlich geschrumpften Glied saß.

Rosa Cabarcas wusste nicht, mit wem er zusammen gewesen war, denn auch er genoss das Privileg, durch die Gartenpforte zu kommen. Die Möglichkeit, dass er einen Mann zum Gespielen gehabt hatte, war nicht auszuschließen. Die Hausherrin wollte von mir nur, dass ich ihr beim Bekleiden der Leiche half. Sie ging so selbstverständlich damit um, dass

mich der Gedanke beunruhigte, der Tod sei für sie ein Küchenproblem. Es gibt nichts Schwierigeres, als einen Toten anzukleiden, sagte ich. Ich habe das schon wer weiß wie oft gemacht, sagte sie. Es ist leicht, wenn einer zum Halten da ist. Ich brachte vor: Wer soll denn das glauben, ein von Messerstichen zerteilter Körper im unversehrten Anzug eines englischen Gentleman?

Ich zitterte für Delgadina. Das Beste wäre, du nimmst sie mit, sagte Rosa Cabarcas. Nur über meine Leiche, sagte ich mit gefrierendem Speichel. Sie sah mir meine Angst an und konnte ihre Geringschätzung nicht verbergen: Du zitterst ja! Um Delgadina, sagte ich, auch wenn das nur die halbe Wahrheit war. Sag ihr Bescheid, sie soll verschwinden, bevor hier jemand auftaucht. Einverstanden, sagte sie, obwohl du als Journalist nicht gefährdet bist. Du auch nicht, sagte ich mit einem gewissen Groll. Du bist der einzige Liberale, der in dieser Regierung noch etwas zu sagen hat.

Die Stadt, die wegen ihres friedlichen Wesens und der ihr eigenen Sicherheit beliebt

war, hatte das Pech, jedes Jahr Schauplatz eines skandalösen und grauenvollen Mordes zu sein. Jener gehörte nicht dazu. Die offizielle Nachricht, in fetten Schlagzeilen und karg an Einzelheiten, teilte mit, der junge Bankier sei auf der Landstraße nach Pradomar aus unerfindlichen Gründen überfallen und erstochen worden. Er hatte keine Feinde gehabt. Das Kommunique der Regierung nannte als mutmaßliche Täter die Flüchtlinge aus dem Landesinneren, die, dem friedfertigen Geist der Einheimischen zuwider, eine Welle gewöhnlicher Kriminalität ausgelöst hätten. In den ersten Stunden wurden über fünfzig Personen festgenommen.

Empört begab ich mich zu dem Gerichtsreporter, einem typischen Journalisten aus den zwanziger Jahren, mit grünem Zelluloidschirm über den Augen und Gummibändern an den Ärmeln, der sich damit brüstete, den Ereignissen immer voraus zu sein. Er kannte jedoch nur Bruchstücke des Verbrechens, und ich ergänzte seine Informationen, soweit es mir vertretbar schien. Wir schrieben dann vier-

händig fünf Seiten für einen achtspaltigen Artikel auf der ersten Seite und beriefen uns dabei auf das ewige Phantom der ach so vertrauenswürdigen Quellen. Doch dem staatlichen Zensor – dem *Widerwärtigen Mann der neunten Stunde* – zitterte nicht die Hand, als er die offizielle Version, es habe sich um einen Überfall liberaler Banditen gehandelt, in Umlauf setzte. Ich entlastete mein Gewissen mit einer kummervollen Miene auf dem zynischsten und bestbesuchten Begräbnis des Jahrhunderts.

Als ich an jenem Abend nach Hause kam, wollte ich herausfinden, was mit Delgadina geschehen war, und ich rief Rosa Cabarcas an, aber die nahm vier Tage lang nicht den Hörer ab. Am fünften ging ich mit zusammengebissenen Zähnen zu ihr. Die Türen des Hauses waren versiegelt, aber nicht von der Polizei, sondern von der Gesundheitsbehörde. Niemand in der Nachbarschaft wusste Bescheid. Ohne eine Spur von Delgadina zu haben, begab ich mich auf eine versessene, zuweilen lächerliche Suche, die mich aufrieb. Ganze Tage lang beobachtete ich die jungen Radfahre-

rinnen von der Bank eines staubigen Parks aus, in dem kleine Jungen sich damit vergnügten, auf das schartige Denkmal von Simón Bolívar zu klettern. Die Mädchen traten in die Pedale und huschten vorbei wie Rehe, schön und verfügbar, bereit, mir vor die Flinte zu laufen. Als meine Hoffnung aufgebraucht war, flüchtete ich mich in den Frieden der Boleros. Es war wie ein vergifteter Trunk: Jedes Wort meinte sie. Ich hatte immer Stille zum Arbeiten gebraucht, weil meine Gedanken sonst mehr bei der Musik als beim Schreiben waren. Jetzt verhielt es sich umgekehrt: Ich konnte nur im Schutz der Boleros schreiben. Mein Leben war erfüllt von ihr. Die Glossen, die ich in jenen zwei Wochen schrieb, waren Muster für verschlüsselte Liebesbriefe. Der Chefredakteur, der über die Lawine von Leserzuschriften verstimmt war, bat mich, die Liebe zu mäßigen, bis wir etwas gefunden hätten, um all die verliebten Leser zu trösten.

Die fehlende Ruhe brachte meinen streng geregelten Tagesablauf durcheinander. Ich wachte um fünf Uhr früh auf, blieb aber im

dämmrigen Zimmer liegen und stellte mir Delgadina in ihrem unwirklichen Leben vor, wie sie ihre Geschwister weckte, sie für die Schule ankleidete, ihnen das Frühstück bereitete, falls es etwas zu essen gab, und dann quer durch die Stadt radelte, um die Strafe des Knopfannähens abzusitzen. Voller Verwunderung fragte ich mich: Was denkt eine Frau, während sie einen Knopf annäht? Dachte sie an mich? Suchte auch sie Rosa Cabarcas, um mich zu finden? Fast eine ganze Woche kam ich nicht aus meiner Mechanikerkluft, weder bei Tag noch bei Nacht, ich wusch mich nicht, rasierte mich nicht, putzte mir nicht die Zähne, denn die Liebe hatte mich erst spät gelehrt, dass man sich für den anderen herrichtet, kleidet und parfümiert, ich aber hatte nie jemanden gehabt, für den es sich gelohnt hätte. Damiana dachte, ich sei krank, als sie mich um zehn Uhr morgens nackt in der Hängematte entdeckte. Ich sah sie mit den trüben Augen der Begierde an und lud sie ein, sich nackt mit mir zu suhlen. Voller Verachtung sagte sie:

»Haben Sie sich schon überlegt, was Sie tun, wenn ich Ja sage?«

So erfuhr ich, wie tief mich das Leid hatte sinken lassen. In meinem Jünglingsschmerz erkannte ich mich selbst nicht wieder. Um das Telefon nicht zu verpassen, ging ich nicht mehr aus dem Haus. Ich schrieb, ohne den Hörer auszuhängen, und stürzte mich beim ersten Klingelzeichen darauf, weil ich dachte, es könnte Rosa Cabarcas sein. Ständig unterbrach ich das, was ich gerade tat, um sie anzurufen, wählte ganze Tage lang immer wieder ihre Nummer, bis ich begriff, dass dieses Telefon kein Herz hatte.

Als ich an einem regnerischen Nachmittag nach Hause kam, lag die Katze zusammengerollt auf dem Eingangstreppchen. Sie war schmutzig und übel zugerichtet und Mitleid erregend zahm. Das Handbuch offenbarte mir, dass sie krank war, und ich befolgte die Angaben, um sie wieder aufzupäppeln. Noch benommen von einem kleinen Siestaschläfchen machte mich plötzlich der Gedanke hellwach, dass die Katze mich zu Delgadinas Haus

führen könnte. Ich brachte sie in einem Einkaufsbeutel zu Rosa Cabarcas' Laden, der weiterhin versiegelt und verlassen war, und da bewegte sich die Katze so heftig in ihrem Beutel, dass ihr die Flucht gelang, sie sprang über die Mauer des Obstgartens und verschwand zwischen den Bäumen. Ich klopfte mit der Faust an die Eingangstür, die geschlossen blieb, aber eine soldatische Stimme fragte: Wer da? Gut Freund, sagte ich, um nicht zurückzustehen. Ich bin auf der Suche nach der Hausherrin. Es gibt keine Hausherrin, sagte die Stimme. Machen Sie mir wenigstens auf, damit ich die Katze holen kann, insistierte ich. Es gibt keine Katze, war die Antwort. Ich fragte: Wer sind Sie?

»Niemand«, sagte die Stimme.

Vor Liebe zu sterben, das war für mich bis dahin nur ein poetisches Bild gewesen. An jenem Abend, wieder daheim ohne Katze und ohne Delgadina, stellte ich fest, dass Sterben nicht nur im Bereich des Möglichen lag, sondern dass ich, alt und mutterseelenallein, gerade dabei war, vor L iebe zu sterben. Aber

mir wurde auch bewusst, dass zugleich folgende Wahrheit gültig war: Gegen nichts auf der Welt hätte ich die Wonnen meines Kummers tauschen wollen. Über fünfzehn Jahre hatte ich darauf verschwendet, die Cantos von Leopardi zu übersetzen, doch erst an jenem Abend verstand ich sie ganz: *Weh mir, wenn dies die Liebe ist, welch eine Qual.*

Als ich bei der Zeitung schlecht rasiert und im Overall auftauchte, weckte das gewisse Zweifel an meinem geistigen Zustand. Das renovierte Haus mit Oberlicht und Einzelkabinen aus Glas wirkte wie eine Entbindungsklinik. Das künstliche Klima, still und komfortabel, lud dazu ein, zu flüstern und auf Zehenspitzen zu gehen. Im Vestibül hingen, wie tote Vizekönige, die Ölporträts der drei Direktoren auf Lebenszeit, daneben Fotos von berühmten Gästen. Den riesigen Saal beherrschte das gigantisch vergrößerte Foto der jetzigen Redaktion, das an meinem Geburtstag aufgenommen worden war. Unweigerlich stellte sich der Vergleich mit der Aufnahme aus meinen Dreißigern ein, und wieder einmal

bemerkte ich mit Grauen, dass man auf Bildern stärker und übler altert als in der Realität. Die Sekretärin, die mich am Abend meines Geburtstags geküsst hatte, fragte mich, ob ich krank sei. Ich war glücklich, die Wahrheit zu sagen, weil sie die nicht glauben würde: liebeskrank. Sie sagte: Schade, dass es nicht meinetwegen ist! Ich erwiderte das Kompliment: Seien Sie sich da nicht so sicher.

Der Gerichtsreporter kam aus seiner Kabine und rief, die Leichen von zwei jungen Mädchen lägen unidentifiziert in der städtischen Gerichtsmedizin. Erschrocken fragte ich: Wie alt? Jung, sagte er. Vermutlich sind es Flüchtlinge aus dem Landesinneren, die von den Schlächtern des Regimes bis hierher verfolgt worden sind. Ich atmete erleichtert auf. Die allgemeine Lage holt uns stillschweigend ein und befleckt uns mit Blut, sagte ich. Der Redakteur rief, schon im Weggehen:

»Nicht mit Blut, Meister, mit Scheiße.«

Etwas Schlimmeres widerfuhr mir ein paar Tage später, als ein Mädchen mit einem Korb, der dem der Katze glich, auf einmal wie ein

kalter Luftzug an der Buchhandlung Mundo vorbeistreifte. Ich ging dem Mädchen nach, stieß mich im Zwölfuhrmittagstrubel mit den Ellbogen durch die Menge. Sie war sehr schön, schritt weit aus und bahnte sich mit einer Geschmeidigkeit den Weg durchs Gewühl, dass es mir Mühe bereitete, ihr zu folgen. Endlich überholte ich sie und sah sie von vorn. Sie schob mich mit der Hand beiseite, ohne stehen zu bleiben oder sich zu entschuldigen. Es war nicht die, die ich suchte, doch ihr Hochmut verletzte mich so, als sei sie es gewesen. Ich begriff, dass ich nicht in der Lage war, Delgadina in wachem und bekleidetem Zustand wiederzuerkennen, und auch sie konnte nicht wissen, wer ich war, hatte sie mich doch nie gesehen. In einem Akt des Wahnsinns häkelte ich in drei Tagen zwölf Paar blaue und rosafarbene Babyschuhchen und wollte dabei Kraft schöpfen, um jene Lieder nicht mehr zu hören, zu singen oder zu erinnern, die mich an sie erinnerten.

In Wahrheit wusste ich nicht, wohin mit meinem Herzen, und wurde mir ob dieser

Schwäche im Umgang mit der Liebe allmählich meines hohen Alters bewusst. Einen noch dramatischeren Beweis dafür bekam ich, als ein öffentlicher Bus mitten im Geschäftszentrum eine Fahrradfahrerin überrollte. Ein Krankenwagen hatte sie gerade abtransportiert, und das Ausmaß der Tragödie war an dem zu Schrott gewalzten Fahrrad zu ermessen, das in einer Lache frischen Bluts lag. Meine Erschütterung bezog sich weniger auf den Zustand des Fahrrads als auf die Marke, das Modell und die Farbe. Es konnte nur dasjenige sein, das ich Delgadina geschenkt hatte. Die Zeugen stimmten darin überein, dass die verletzte Fahrerin sehr jung, groß und schlank gewesen sei, mit kurzem, gelockten Haar. Verstört nahm ich das erste Taxi und ließ mich ins Hospital de Caridad fahren, ein altes Gebäude mit ockergelben Mauern, das wie ein auf einer Sandbank gestrandetes Gefängnis aussah. Ich brauchte eine halbe Stunde um hineinzukommen und eine weitere, um durch den duftenden Hof voller Obstbäume zu gelangen, wo eine betrübte Frau

meinen Weg kreuzte, mir in die Augen sah und ausrief:

»Ich bin die, die du nicht suchst.«

Erst da fiel mir ein, dass hier die harmlosen Insassen des städtischen Irrenhauses in Freiheit lebten. Ich musste mich bei der Hospitalleitung als Journalist ausweisen, damit mich ein Krankenwärter zur Unfallabteilung führte. Im Aufnahmeregister standen die Personalien: Rosalba Ríos, sechzehn Jahre, Beruf unbekannt. Diagnose: Gehirnerschütterung. Prognose: ungewiss. Ich fragte den Stationsarzt, ob ich sie sehen könne, hoffte dabei insgeheim auf einen abschlägigen Bescheid, doch ich wurde bereitwillig hingeführt, weil man annahm, dass ich etwas über den desolaten Zustand des Hospitals schreiben wollte.

Wir schritten durch einen stark nach Phenol riechenden Saal, in dem eng gedrängt die Betten der Kranken standen. Hinten, in einem Einzelzimmer, lag die, die wir suchten, auf einer Metalltrage. Sie hatte einen Kopfverband, ihr Gesicht war unkenntlich, geschwollen und blutunterlaufen, doch als ich ihre Füße

sah, wusste ich, dass es nicht Delgadina war. Erst jetzt fragte ich mich: Was hätte ich getan, wenn sie es gewesen wäre?

Noch in die Spinnweben der Nacht verstrickt, brachte ich am nächsten Morgen den Mut auf, zu der Hemdenfabrik zu gehen, wo, wie Rosa Cabarcas einmal erwähnt hatte, die Kleine arbeitete. Ich bat den Besitzer, seine Anlagen zu zeigen, es ginge um ein Modell für ein länderübergreifendes Projekt der Vereinten Nationen. Der Mann war ein dickhäutiger, verschlossener Libanese, der, in der Illusion, ein universelles Beispiel bieten zu können, die Türen zu seinem Reich öffnete.

Dreihundert junge Frauen in weißen Blusen, das aschene Kreuz des Mittwochs auf der Stirn, nähten in der großen, ausgeleuchteten Halle Knöpfe an. Als sie uns eintreten sahen, standen sie wie Schülerinnen auf und beobachteten uns verstohlen, während der Geschäftsführer ihren Beitrag zur altehrwürdigen Kunst des Knöpfeannähens erklärte. Ich musterte jedes einzelne Gesicht, voller Angst, Delgadina bekleidet und wach zu entdecken. Doch

war es eines der Mädchen, das mich mit dem fürchtenswerten Blick gnadenloser Bewunderung entdeckte:

»Sagen Sie, Señor, Sie sind doch der, der die Liebesbriefe in der Zeitung schreibt?«

Ich hätte nie gedacht, dass ein schlafendes Mädchen derartige Verheerungen verursachen kann. Ohne mich zu verabschieden, floh ich aus der Fabrik und fragte mich nicht einmal mehr, ob eine jener Jungfrauen im Fegefeuer die von mir Gesuchte war. Die einzige Empfindung, die mir geblieben war, als ich herauskam, war das Bedürfnis zu weinen.

Nach einem Monat rief Rosa Cabarcas an und hatte eine unglaubliche Erklärung: Sie habe sich nach dem Mord an dem Bankier einen verdienten Urlaub in Cartagena de Indias gegönnt. Ich glaubte ihr natürlich nicht, gratulierte ihr aber zu ihrem Glück und ließ sie ihre Lüge auswalzen, bevor ich ihr die Frage stellte, die in meinem Herzen rumorte:

»Und sie?«

Rosa Cabarcas schwieg lange. Alles in Ordnung, sagte sie schließlich, klang aber ausswei-

chend. Man muss eine Weile warten. Wie lange? Keine Ahnung, ich sag dir Bescheid. Ich spürte, dass sie sich mir entzog, und beschwor sie: Warte, gib mir irgendeinen Hinweis. Es gibt keinen Hinweis, sagte sie abschließend: Sei vorsichtig, du kannst dir schaden, vor allem aber ihr schaden. Auf solches Getue wollte ich mich nicht einlassen. Ich flehte sie an, es müsse doch eine kleine Chance geben, der Wahrheit näher zu kommen. Schließlich und endlich sind wir doch Komplizen, sagte ich. Sie kam mir keinen Schritt entgegen. Beruhige dich, sagte sie, der Kleinen geht es gut, und sie wartet auf meinen Anruf, aber im Augenblick ist nichts zu machen, und ich sag auch nichts mehr. Lebwohl.

Ich blieb mit dem Hörer in der Hand stehen und wusste nicht weiter, schließlich kannte ich Rosa auch gut genug, um zu wissen, dass ich bei ihr nichts erzwingen konnte. Dem Zufall mehr als der Vernunft vertrauend drückte ich mich am frühen Nachmittag an ihrem Haus vorbei, das aber immer noch verschlossen und mit den Siegeln der Gesundheitsbehörde ver-

sehen war. Ich dachte, dass sie mich von anderswo angerufen hatte, vielleicht aus einer anderen Stadt, und allein der Gedanke erfüllte mich mit trüben Vorahnungen. Nichtsdestoweniger gab sie mir um sechs Uhr nachmittags, als ich überhaupt nicht damit rechnete, am Telefon meine eigene Parole durch:

»Gut, es ist so weit.«

Um zehn Uhr nachts, zitternd und mit zerbissenen Lippen, um nicht zu weinen, machte ich mich auf den Weg, beladen mit Schachteln Schweizer Schokolade, türkischem Honig und Bonbons sowie einem Korb voll flammender Rosen, mit denen ich das Bett bedecken wollte. Die Tür stand halb offen, die Lichter brannten, und in gedämpfter Lautstärke strömte Brahms' Sonate Nr. 1 für Geige und Klavier aus dem Radio. Delgadina lag auf dem Bett, so strahlend und verändert, dass ich sie nur mit Mühe wiedererkannte.

Sie war gewachsen, aber das war nicht an ihrer Statur abzulesen, sondern an einer tiefen Reife, die sie zwei oder drei Jahre älter und nackter denn je erscheinen ließ. Ihre hohen

Wangenknochen, die Haut, gebräunt von wilder Meeressonne, die feinen Lippen und das kurze, gelockte Haar verliehen ihrem Antlitz die androgyne Ausstrahlung des Apoll von Praxiteles. Aber es gab nichts Zweideutiges an ihrer Erscheinung, denn ihre Brüste waren gewachsen, so dass sie nicht mehr in meine Hände passten, ihre Hüften hatten einen vollendeten Schwung, und ihre Glieder waren fester und harmonischer geworden. Mich entzückte dieser Erfolg der Natur, doch die Kunstgriffe störten mich: die falschen Wimpern, die perlmuttlackierten Finger- und Fußnägel und ein billiges Parfüm, das mit der Liebe nichts zu schaffen hatte. Um den Verstand brachte mich aber das Vermögen, das sie auf dem Leib trug: goldene Ohrringe mit Smaragdsplittern, eine Kette aus Naturperlen, ein goldenes Armband mit glitzernden Diamanten und an allen Fingern Ringe mit Edelsteinen. Auf dem Stuhl hing ihr paillettenbesticktes Kleid einer Nachtschwalbe, daneben standen die Seidenpantöffelchen. Ein seltsamer Dampf stieg mir in den Eingeweiden hoch:

»Du Hure!«, schrie ich.

Denn der Teufel gab mir einen unseligen Gedanken ein. Und zwar: In der Nacht des Verbrechens hatte Rosa Cabarcas vermutlich weder Zeit noch Ruhe gehabt, das Mädchen zu warnen, so dass die Polizei es in dem Zimmer gefunden hatte, allein, minderjährig und ohne Alibi. Mit einer solchen Situation konnte nur Rosa Cabarcas dermaßen gewieft umgehen: Sie verkaufte die Unschuld der Kleinen einem ihrer großen Bosse, damit sie selbst unbeschadet aus dem Verbrechen herauskam. Als Erstes, klar, galt es zu verschwinden, bis der Skandal abgeebbt war. Wie wunderbar! Ein Honigmond für drei, die beiden im Bett und Rosa Cabarcas auf einer Luxusterrasse, ihre glückliche Straflösigkeit genießend. Blind vor sinnloser Wut schmetterte ich alles, was im Zimmer war, gegen die Wand: die Lampen, das Radio, den Ventilator, die Spiegel, die Krüge, die Gläser. Ich tat es ohne Eile, doch ohne Pausen, mit großem Getöse und gleichsam systematisch in einem Rausch, der mir das Leben rettete. Die Kleine schreckte beim ersten Klir-

ren auf, sah mich aber nicht an, sondern rollte sich, den Rücken zu mir, zusammen und blieb, von kurzen Krämpfen geschüttelt, so liegen, bis das Getöse aufhörte. Die Hühner im Hof und die nächtlichen Hunde verstärkten den Radau. Zum Schluss, mit der blendenden Hellsicht des Zorns, hatte ich noch die Eingebung, das Haus anzuzünden, da tauchte in der Tür die unerschütterliche Gestalt von Rosa Cabarcas im Nachthemd auf. Sie sagte nichts. Mit einem Blick stellte sie das Inventar des Desasters zusammen und vergewisserte sich, dass das Mädchen da war, wie eine Schnecke zusammengerollt, die Arme schützend über den Kopf gelegt: in Todesangst, aber unversehrt.

»Du lieber Gott!«, rief Rosa Cabarcas aus. »Was hätte ich nicht für eine solche Liebe gegeben!«

Mit einem barmherzigen Blick maß sie mich von oben bis unten und befahl: Komm mit. Ich folgte ihr bis in ihr Haus, schweigend schenkte sie mir ein Glas Wasser ein, machte mir ein Zeichen, mich ihr gegenüberzusetzen, und forderte mich zur Beichte auf. Also, sagte sie,

jetzt benimm dich mal wie ein Erwachsener und erzähl: »Was ist mit dir los?«

Ich erzählte ihr, was für mich die offenbare Wahrheit war. Rosa Cabarcas hörte mir schweigend zu, ohne Erstaunen, und endlich wirkte sie wie erleuchtet. Wundervoll, sagte sie. Ich habe schon immer gesagt, dass die Eifersucht mehr als die Wahrheit weiß. Und dann erzählte sie mir vorbehaltlos, was wirklich geschehen war. In der Tat, sagte sie, in der Aufregung der Mordnacht habe sie das im Zimmer schlafende Mädchen vergessen. Einer ihrer Kunden, im Übrigen der Rechtsanwalt des Toten, hatte mit vollen Händen Bestechungs- und Trinkgelder verteilt und Rosa Cabarcas in ein Kurhotel nach Cartagena eingeladen, bis der Skandal verraucht wäre. Glaub mir, sagte Rosa Cabarcas, in all dieser Zeit habe ich ständig an dich und die Kleine gedacht. Vorgestern bin ich zurückgekommen und habe als Erstes dich angerufen, doch niemand hob ab. Die Kleine aber ist sofort gekommen, allerdings in einem so üblen Zustand, dass ich sie für dich erst ein-

mal gebadet, gekleidet und in einen Schönheitssalon geschickt habe mit der Anweisung, man solle sie -wie eine Königin herrichten. Du hast sie ja gesehen: perfekt. Die Luxusklamotten? Das sind die Kleider, die ich für die ärmsten meiner Dirnen ausleihe, wenn sie mit den Freiern zum Tanz gehen sollen. Der Schmuck? Gehört mir, sagte sie. Schon wenn man ihn berührt, merkt man, dass es sich um Diamanten aus Glas und Flitter aus Weißblech handelt. Also, sagte sie abschließend, mach keinen Ärger, geh hin, weck sie, bitte sie um Verzeihung und nimm dich ihrer ein für alle Mal an. Niemand hat es verdient, glücklicher zu sein als ihr.

Mit einer übernatürlichen Anstrengung versuchte ich ihr zu glauben, doch die Liebe war stärker als die Vernunft. Huren!, rief ich, gemartert von dem lodernden Feuer, das in meinen Eingeweiden brannte. Nichts anderes seid ihr!, schrie ich, Scheißhuren! Ich will nichts mehr von dir oder von sonst einer Schlampe auf der Welt wissen, und erst recht nichts von ihr. An der Tür nahm ich mit einer

Handbewegung Abschied für immer. Rosa Cabarcas bezweifelte es nicht.

»Geh mit Gott«, sagte sie mit trauriger Miene und kehrte in ihr wirkliches Leben zurück. »Wie auch immer, ich schick dir die Rechnung für das Chaos, das du im Zimmer angestellt hast.«

5

Bei der Lektüre von *Die Iden des März* stieß ich auf einen düsteren Ausspruch, den der Autor Julius Cäsar zuschreibt: *Fast zwangsläufig wird man schließlich zu der Person, für die einen die anderen halten.* Ich konnte den Satz zwar weder in den Werken Julius Cäsars noch in denen seiner Biographen, von Sueton bis Carcopino, finden, doch es schadete nicht, ihn zu kennen. Auf mein Leben in den folgenden Monaten angewandt, gab mir der Fatalismus des Ausspruchs die nötige Entschlossenheit, diesen Bericht nicht nur zu schreiben, sondern ihn auch ohne falsche Scham mit der Liebe zu Delgadina beginnen zu lassen.

Ich hatte keinen Augenblick Ruhe, aß kaum einen Bissen und verlor so viel Gewicht, dass

die Hosen keinen Halt mehr fanden. Unbestimmte Schmerzen setzten sich in den Knochen fest, meine Stimmung wechselte ohne Grund, und ich verbrachte die Nächte in einem aufgeputschten Zustand, der mir nicht erlaubte zu lesen oder Musik zu hören, durch den Tag dagegen tappte ich in einer tumben Benommenheit, die auch nicht zum Schlafen taugte.

Der Himmel half mir. In der überfüllten Gondel von Loma Fresca flüsterte mir eine Frau auf dem Nachbarsitz, die ich nicht hatte einsteigen sehen, ins Ohr: Na, treibst du es noch? Es war Casilda Armenta, eine wohlfeile Liebe aus alten Zeiten, die mich schon in ihrer stolzen Jugend als Stammkunden ertragen hatte. Im Ruhestand dann, kränklich und mittellos, hatte sie einen chinesischen Gärtner geheiratet, der ihr einen Namen und Schutz gab und vielleicht ein wenig Liebe. Mit dreiundsiebzig Jahren wog sie so viel wie eh und je, war immer noch schön und eigenwillig und hatte sich die Ungezwungenheit ihres Berufs erhalten.

Sie nahm mich mit zu sich nach Hause, in einen chinesischen Gemüsegarten, der auf

einem Hügel an der Landstraße zum Meer lag. Wir setzten uns in die Strandstühle auf der schattigen Terrasse, zwischen Farne, üppige Astromelien und Vogelkäfige, die vom Vordach hingen. Auf dem Hang sah man die chinesischen Gärtner mit ihren kegelförmigen Hüten unter sengender Sonne Gemüsepflänzchen setzen und dahinter das graue Meer der Bocas de Ceniza, mit den Wellenbrechern aus Fels, die den Fluss noch mehrere Meilen ins Meer hinaus kanalisieren. Während wir plauderten, sahen wir einen weißen Ozeanriesen in die Mündung einfahren, und wir verfolgten ihn schweigend, bis wir sein Brüllen eines traurigen Stiers am Flusshafen hörten. Sie seufzte. Fällt dir etwas auf? Es ist das erste Mal seit einem halben Jahrhundert, dass ich dich nicht im Bett empfange. Wir sind nicht mehr dieselben, sagte ich. Sie fuhr fort, ohne mich zu hören: Immer wenn sie etwas über dich im Radio sagen, dir Achtung zollen, weil die Leute so an dir hängen und dich Meister der Liebe nennen, dann, stell dir vor, denke ich, dass niemand deinen Charme und deine Unarten so

gut gekannt hat wie ich. Im Ernst, sagte sie, niemand hätte dich besser ertragen können.

Ich wurde weich. Sie spürte es, sah meine feuchten Augen, und erst da merkte sie wohl, ich war nicht mehr der, der ich gewesen war, und ich hielt ihrem Blick stand, mit einem Mut, dessen ich mich nie für fähig geglaubt hätte. Ich werde eben alt, sagte ich. Wir sind es schon, seufzte sie. Innerlich spürt man es nicht, aber von außen sieht es alle Welt.

Es war unmöglich, ihr nicht das Herz zu öffnen, und so erzählte ich ihr die vollständige Geschichte, die in mir brannte, angefangen mit meinem ersten Anruf bei Rosa Cabarcas am Vortag meines neunzigsten Geburtstags bis zu der tragischen Nacht, als ich das Zimmer zertrümmerte und dann nicht mehr zurückkehrte. Sie hörte sich mein Geständnis an, als erlebte sie alles mit, bedachte es gemächlich und lächelte schließlich.

»Mach, was du willst, aber verlier dieses Geschöpf nicht«, sagte sie zu mir. »Es gibt kein größeres Unglück, als allein zu sterben.«

Wir stiegen in den Spielzeugzug, der so lang-

sam wie ein Pferd ist, und fuhren nach Puerto Colombia. Am Kai aus morschen Holzbohlen, hier, wo alle Welt an Land gekommen war, bevor die Bocas de Ceniza ausgebaggert wurden, aßen wir zu Mittag. Wir setzten uns unter ein Palmstrohdach, wo große, schwarze Matronen gebackenen Fisch mit Kokosreis und grünen Bananenscheiben servierten. Wir nickten in der drückenden Zwei-Uhr-Hitze ein und plauderten dann weiter, bis der riesige Feuerball im Meer versank. Die Wirklichkeit erschien mir phantastisch. Schau, wohin unser Honigmond uns geführt hat, spottete sie. Fuhr dann aber ernst fort: Heute schaue ich zurück, sehe die Schlange der vielen tausend Männer, die durch mein Bett gegangen sind, und gäbe meine Seele darum, mit einem, und sei es dem schlechtesten, zusammengeblieben zu sein. Gott sei Dank habe ich noch rechtzeitig meinen Chinesen gefunden. Es ist, als wäre man mit dem kleinen Finger verheiratet, aber der gehört mir ganz allein.

Sie sah mir in die Augen, um abzuschätzen, wie ich auf das reagierte, was sie gerade erzählt

hatte, und sagte zu mir: Also lauf schon und such dieses arme Geschöpf, selbst wenn deine Eifersucht dir die Wahrheit sagen sollte, sei es, wie es sei, das Erlebte kann dir keiner nehmen. Aber bitte, ohne großväterliche Sentimentalität. Weck sie auf, vögele sie bis zu den Ohren mit diesem erstaunlichen Eselsschwanz, mit dem dich der Teufel für deine Feigheit und Kleinlichkeit ausgezeichnet hat. Im Ernst, schloss sie aus tiefstem Herzen: Stirb ja nicht, bevor du das Wunder erlebt hast, aus Liebe zu vögeln.

Die Hand zitterte mir, als ich am nächsten Tag die Telefonnummer wählte. Sowohl aus Aufregung über ein Wiedersehen mit Delgadina als auch aus Unsicherheit darüber, wie Rosa Cabarcas reagieren würde. Wir hatten einen ernsten Streit gehabt über ihre unverschämten Forderungen für die Schäden, die ich in ihrem Zimmer angerichtet hatte. Ich musste ein Bild verkaufen, das meine Mutter besonders geliebt hatte und dessen Wert auf ein Vermögen geschätzt wurde, das aber in der Stunde der Wahrheit nicht einmal ein Zehntel des

Erhofften erbrachte. Ich stockte die Summe mit meinen Ersparnissen auf und trug das Ganze zu Rosa Cabarcas, mit einer unabweisbaren Losung: Nimm es, oder lass es. Es war ein selbstmörderischer Akt, denn wenn sie nur eines meiner Geheimnisse verkaufte, wäre mein guter Name ruiniert gewesen. Sie bockte jedoch nicht, gab aber auch nicht die Bilder heraus, die sie in der Nacht der Zerstörung als Pfand einbehalten hatte. Ein einziger Spielzug hatte mich zum absoluten Verlierer gemacht: Ich stand da ohne Delgadina, ohne Rosa Cabarcas und ohne meine letzten Ersparnisse. Nichtsdestoweniger hörte ich jetzt das Telefon klingeln, einmal, zweimal, ein drittes Mal, und endlich sie: Hallo? Mir versagte die Stimme. Ich hängte auf, warf mich in die Hängematte, versuchte mich mit der asketischen Lyrik von Satie zu beruhigen und schwitzte so sehr, dass das Leinen nass wurde. Erst am nächsten Tag fand ich den Mut, wieder anzurufen.

»Nun gut, meine Liebe«, sagte ich mit fester Stimme: »Heute ist es so weit.«

Rosa Cabarcas war, natürlich, über alles erha-

ben. Ach, mein trauriger Gelehrter, seufzte sie, die sich von nichts unterkriegen ließ, du lässt zwei Monate vergehen und meldest dich nur, um Illusorisches zu fordern. Sie erzählte mir, sie habe Delgadina seit über einem Monat nicht gesehen, damals schien sie sich aber von dem Schrecken über meine Zerstörungswut so gut erholt zu haben, dass sie gar nicht davon sprach, auch nicht nach mir fragte; sie sei sehr glücklich über ihre neue Stelle gewesen, die bequemer sei und besser bezahlt werde als das Knopfannähen. Feuer loderte in meinen Eingeweiden auf. Dann kann sie nur als Hure arbeiten. Rosa erwiderte unerschrocken: Sei nicht blöd, wenn es so wäre, dann wäre sie hier. Wo sonst könnte sie es besser haben? Diese schnelle Logik verstärkte nur meinen Argwohn: Und woher weiß ich, dass sie nicht da ist? In diesem Fall, entgegnete Rosa Cabarcas, wäre es das Beste für dich, es nicht zu wissen. Oder etwa nicht? Und wieder hasste ich sie. Sie ließ sich nicht aus der Fassung bringen und versprach, nach dem Mädchen zu forschen. Allerdings ohne große Hoffnung, denn das Telefon

der Nachbarin, wo sie die Kleine zu erreichen pflegte, war immer noch abgestellt, und Rosa hatte nicht die geringste Ahnung, wo sie wohnte. Aber deshalb müsse man nicht gleich die Flinte ins Korn werfen, was soll's, sagte sie, in einer Stunde rufe ich dich an.

Es war eine Stunde, die drei Tage dauerte, aber Rosa trieb die Kleine auf, die verfügbar und gesund war. Beschämt kehrte ich zu ihr zurück, und zur Sühne küsste ich sie von Kopf bis Fuß, von zwölf Uhr nachts bis zum ersten Hahnenschrei. Ein langes Flehen um Verzeihung, das ich bis in alle Ewigkeit zu wiederholen gelobte, und es war, als finge alles noch einmal von neuem an. Das Zimmer war verwahrlost, und all das, was ich einst angeschleppt hatte, war durch unachtsamen Gebrauch ruiniert. Rosa Cabarcas hatte es so gelassen und sagte mir, jede Verbesserung gehe zu meinen Lasten, denn ich schulde ihr ja noch einiges. Ich war jedoch finanziell am Ende. Die Pensionsgelder reichten hinten und vorne nicht. Die paar verkaufbaren Gegenstände, die noch im Haus waren – mit Ausnahme der heiligen Schmuck-

stücke meiner Mutter – hatten keinen Marktwert, und nichts war alt genug, um als Antiquität durchzugehen. In besseren Zeiten hatte der Gouverneur mir das verführerische Angebot gemacht, die Bücher der griechischen, römischen und spanischen Klassiker en bloc für die Bezirksbibliothek aufzukaufen, aber ich hatte es nicht übers Herz gebracht, sie wegzugeben. Nun, nach dem politischen Wandel und dem allgemeinen Verfall, dachte keiner in der Regierung mehr an Kunst und Literatur. Müde davon, nach einer ehrbaren Lösung zu suchen, steckte ich den Schmuck, den Delgadina mir zurückgegeben hatte, in die Tasche und ging zu einem Pfandhaus in einer düsteren Gasse, die zum Marktplatz führte. Ich gab mich als zerstreuter Gelehrter und durchschritt ein paarmal dieses üble Viertel, in dem sich erbärmliche Kaschemmen, Gebrauchtwarenläden und Pfandhäuser drängten, doch die Würde von Florina de Dios stand mir im Weg: Ich traute mich nicht. Daraufhin beschloss ich, den Schmuck erhobenen Hauptes beim ältesten und renommiertesten Juwelier zu verkaufen.

Der Angestellte stellte mir ein paar Fragen, während er den Schmuck mit der Lupe untersuchte. Er trat auf wie ein Arzt und flößte Angst ein. Ich erklärte ihm, es seien Erbstücke von meiner Mutter. Mit einem Knurren bestätigte er jede meiner Erläuterungen und legte endlich die Lupe nieder.

»Ich bedaure«, sagte er, »aber es handelt sich um Flaschenglas.«

Angesichts meiner Verblüffung beschwichtigte er mich mit sanftem Erbarmen: Nur gut, dass das Gold wirklich Gold und das Platin Platin ist. Ich tastete nach meiner Brusttasche, um mich zu vergewissern, dass ich die Rechnungen dabeihatte, und sagte ohne Bedenken:

»Nun, alles wurde in diesem noblen Haus vor mehr als hundert Jahren gekauft.«

Er blieb gelassen. Es kommt mitunter vor, sagte er, dass bei ererbten Schmuckstücken im Laufe der Zeit die kostbarsten Steine verschwinden; sie werden von schwarzen Schafen der Familie oder von fragwürdigen Juwelieren ausgetauscht, und erst wenn jemand den Schmuck verkaufen will, kommt der Betrug

ans Licht. Aber geben Sie mir einen Augenblick Zeit, sagte er und verschwand mit dem Schmuck durch die Hintertür. Kurz darauf kam er zurück und bedeutete mir ohne weitere Erklärung, auf einem Sessel Platz zu nehmen und zu warten; sodann ging er weiter seiner Arbeit nach.

Ich musterte das Geschäft. Ich war mit meiner Mutter öfter hier gewesen und erinnerte mich an einen wiederkehrenden Satz: *Sag deinem Papa nichts davon.* Plötzlich kam mir ein Gedanke, der mich aufbrachte: Konnte es nicht sein, dass Rosa Cabarcas und Delgadina in schönem Einverständnis die Edelsteine verkauft und mir den Schmuck mit falschen Steinen zurückgegeben hatten?

Ich brannte vor Argwohn, als mich eine Sekretärin aufforderte, ihr durch die Hintertür zu folgen. Sie führte mich in ein kleines Büro mit einem großen Regal voll dickleibiger Bände. Ein grobschlächtiger alter Mann erhob sich hinter dem Schreibtisch und drückte mir die Hand, duzte mich dabei mit der Herzlichkeit eines langjährigen Freundes. Wir haben zu-

sammen Abitur gemacht, sagte er zum Gruß. Es war leicht, sich an ihn zu erinnern: Er war der beste Fußballspieler der Schule und Champion bei unseren ersten Bordellbesuchen gewesen. Irgendwann hatten sich unsere Wege getrennt, und er hielt mich wohl nur deshalb für einen Mitschüler aus seiner Kindheit, weil ich so hinfällig wirkte.

Auf der Glasplatte des Schreibtischs lag geöffnet einer der Wälzer aus dem Archiv, in dem der Schmuck meiner Mutter verzeichnet war. Dort stand auch, mit Datum und Details, ein genauer Bericht darüber, dass sie selbst die Edelsteine von zwei Generationen schöner und würdiger Cargamantos hatte auswechseln lassen und an eben dieses Geschäft verkauft hatte. Das war zu der Zeit geschehen, als der Vater des jetzigen Besitzers das Juweliergeschäft führte und er und ich zur Schule gingen. Doch er beruhigte mich: Solche Tricks waren gang und gäbe, wenn reiche Familien in Geldschwierigkeiten kamen, man rettete sich so ohne Ehrverlust aus einer peinlichen Situation. Angesichts dieser kruden Realität zog ich vor,

den Schmuck zu behalten, als Erinnerung an eine andere Florina de Dios, die ich nie kennen gelernt hatte.

Anfang Juli konnte ich die Nähe des Todes genau ermessen. Mein Herz kam aus dem Tritt, und überall begann ich untrügliche Vorzeichen des Endes zu sehen und zu spüren. Das deutlichste stellte sich bei einem Konzert im Bellas Artes ein. Die Klimaanlage war ausgefallen, und die Creme von Literatur und Kunst wurde in dem überfüllten Raum langsam im Wasserbad gesotten, doch die Magie der Musik war ein himmlisches Klima für sich. Am Ende, beim Allegretto poco mosso, schauderte es mich ob der überwältigenden Offenbarung, gerade das letzte Konzert zu hören, das mir das Schicksal noch vor dem Tod beschieden hatte. Ich verspürte weder Schmerz noch Angst, war nur hingerissen, dies erleben zu können.

Als ich mir endlich schweißnass einen Weg durch die Umarmungen und Blitzlichter bahnen konnte, stieß ich unverhofft mit Ximena Ortiz zusammen, die wie eine hundertjährige Göttin im Rollstuhl saß. Ihre bloße Gegenwart

überwältigte mich wie eine Todsünde. Sie trug ein Kleid aus elfenbeinfarbener Seide, die so glatt war wie ihre Haut, eine dreifache Perlenschnur um den Hals und ihr perlmuttenes Haar war nach der Mode der Zwanziger geschnitten, mit der Spitze eines Möwenflügels auf der Wange, und aus dem natürlichen Schatten der Augenhöhlen leuchteten ihre großen gelben Augen. Alles an ihr strafte das Gerücht Lügen, sie sei schwer beeinträchtigt durch den unaufhaltsamen Abbau des Gedächtnisses. Versteinert und ihr gegenüberwehrlos, missachtete ich die feurige Röte, die mir ins Gesicht stieg, und grüßte sie schweigend mit einer höfischen Verbeugung. Sie lächelte wie eine Königin und griff nach meiner Hand. Da merkte ich, dass auch dies ein Wink des Schicksals war, und ich folgte ihm, um mich von einem Dorn zu befreien, der mich schon immer geplagt hatte. Jahrelang habe ich von diesem Augenblick geträumt, sagte ich zu ihr. Sie schien nicht zu begreifen. Nein, so was!, sagte sie. Und wer bist du? Ich erfuhr nie, ob sie es wirklich vergessen hatte oder ob das die letzte Rache ihres Lebens war.

Die Gewissheit, sterblich zu sein, hatte mich allerdings schon kurz vor meinem fünfzigsten Geburtstag bei einer ähnlichen Gelegenheit ereilt, einer Karnevalsnacht, in der ich einen wilden Tango mit einer unglaublichen Frau tanzte, deren Gesicht ich nie zu sehen bekam, sie war etwa vierzig Pfund schwerer und zwei Handbreit größer als ich, ließ sich aber führen wie eine Feder im Wind. Wir tanzten so eng, dass ich spürte, wie ihr das Blut durch die Adern strömte, und ihr mühsames Atmen, ihr Ammoniakgeruch und ihre astronomischen Brüste hatten mich schläfrig vor Wohlbehagen gemacht, als mich zum ersten Mal das Rasseln des Todes erreichte und fast zu Boden zwang. Es war wie ein grausames Orakel im Ohr: Was du auch tust, in diesem Jahr oder in hundert Jahren wirst du für immer tot sein. Sie löste sich erschreckt von mir: Was haben Sie? Nichts, sagte ich und versuchte mein Herz zu bändigen:

»Ich zittere Ihretwegen.«

Von da an zählte ich das Leben nicht nach Jahren, sondern nach Jahrzehnten. Das sechste

war entscheidend, weil mir damals bewusst wurde, dass fast alle jünger waren als ich. Das siebte war das intensivste, wegen des Verdachts, keine Zeit mehr für Irrtümer zu haben. Das achte war beängstigend, weil die Möglichkeit bestand, dass es das letzte war. Als ich aber am ersten Morgen meiner neunzig Jahre in Delgadinas glücklichem Bett erwachte, ging mir der wohltuende Gedanke durch den Kopf, das Leben sei nicht der unruhige Fluss, den Heraklit beschreibt, sondern eine einzigartige Gelegenheit, sich auf dem Rost umzudrehen und neunzig weitere Jahre auf der anderen Seite zu braten.

Auf einmal hatte ich nahe am Wasser gebaut. Bei jedwedem Gefühl, das etwas mit Zärtlichkeit zu tun hatte, spürte ich einen Kloß im Hals, mit dem ich nicht immer fertig wurde, und ich wollte schon den einsamen Genuss, über Delgadinas Schlaf zu wachen, aufgeben, nicht so sehr wegen der Ungewissheit meiner Sterbestunde als wegen des Schmerzes, mir vorstellen zu müssen, wie sie den Rest ihres Lebens ohne mich verbrachte. An einem jener zerstreu-

ten Tage gelangte ich zufällig in die noble Calle de los Notarios und war sehr überrascht, dort nur die Ruinen des alten Stundenhotels zu finden, in dem ich kurz vor meinem zwölften Geburtstag gewaltsam in die Liebeskunst eingeführt worden war. Es war das ehemalige Palais einer Reederfamilie, prächtig wie wenige in der Stadt, es hatte mit Alabaster verkleidete Säulen und vergoldete Friese und eine siebenfarbige Glaskuppel über dem Innenhof, der wie ein Gewächshaus im Licht erglänzte. Über ein Jahrhundert lang hatten im Erdgeschoss hinter gotischen Arkaden die Notare der Kolonie residiert, dort hatte auch mein Vater gearbeitet, es zu etwas gebracht und fast alles wieder verloren in einem ganzen Leben phantastischer Träumereien. Die alteingesessenen Familien verließen nach und nach die oberen Stockwerke, und diese wurden schließlich von einer Legion ins Unglück geratener Nachtschwalben besetzt; bis zum Morgengrauen stiegen diese treppauf und treppab mit den Kunden, die ihnen in den Kaschemmen am nahen Fluss-

hafen für anderthalb Pesos ins Netz gegangen waren.

Mit zwölf, ich trug noch kurze Hosen und die Schnürstiefel der Grundschule, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, die oberen Stockwerke kennen zu lernen, dieweil mein Vater sich in einer seiner endlosen Besprechungen erging, und dort bot sich mir ein himmlisches Schauspiel. Die Frauen, die bis zum Morgengrauen ihren Körper verschachert hatten, bewegten sich ab elf, wenn die Gluthitze unter der Glaskuppel schon unerträglich wurde, nackt durch die Räume und erledigten ihre häuslichen Arbeiten, während sie sich schreiend über die Abenteuer der Nacht austauschten. Ich geriet in Panik. Mir fiel nichts anderes ein, als dorthin zu fliehen, woher ich gekommen war, da umfing mich von hinten eine der stämmigen Nackten, deren Fleisch nach Kräuterseife roch, hob mich hoch und trug mich zu ihrer Pappkammer, ohne dass ich sie inmitten des Geschreis und des Applauses der unbekleideten Mieterinnen sehen konnte. Sie warf mich auf ihr überbreites Bett, zog mir

mit einem fachkundigen Griff die Hose aus und stieg auf mich, doch der eisige Schrecken, der meine Haut mit Schweiß überzog, hinderte mich daran, sie wie ein Mann zu empfangen. Nachts konnte ich ob der Peinlichkeit des Überfalls und in dem Verlangen, sie wiederzusehen, kaum eine Stunde schlafen. Am nächsten Morgen dann, als die Übernächtigten noch schliefen, stieg ich zitternd zur Kammer dieser Frau hoch, weckte sie laut heulend vor wahnsinniger Liebe, die so lange dauerte, bis sie vom Sturmwind des wirklichen Lebens erbarmungslos hinweggefegt wurde. Die Frau hieß Castorina und war die Königin des Hauses.

Die Kammern des Hotels kosteten einen Peso für ein schnelles Liebesgeschäft, und nur wenigen war bekannt, dass sie für vierundzwanzig Stunden das Gleiche kosteten. Castorina führte mich in ihre abseitige Welt ein: Die Frauen luden arme Freier zu ihren Galafrühstücken ein, liehen ihnen Seife, versorgten sie bei Zahnschmerzen, und in dringlichen Fällen erwiesen sie ihnen auch barmherzige Liebesdienste.

Doch an meinem Lebensabend erinnerte sich schon keiner mehr an die unsterbliche Castorina, die wer weiß wann gestorben war, eine Frau, die von den erbärmlichen Ecken am Kai zum heiligen Thron der Großen Puffmutter aufgestiegen war, eine Piratenklappe über dem bei einer Kneipenschlägerei verlorenen Auge. Ihr letzter angestellter Liebhaber, ein glücklicher Neger aus Camagüey, der Jonas der Galeerensklave genannt wurde, war einer der großen Trompetenspieler in Havanna gewesen, bevor er bei einem Zugunglück sein gesamtes Lächeln verlor.

Nach jenem bitteren Besuch spürte ich ein Herzstechen, das ich auch mit allerlei Hausmittelchen in drei Tagen nicht lindern konnte. Der Arzt, zu dem ich in meiner Not ging, Spross eines vortrefflichen Stammes, war der Enkel desjenigen, den ich mit zweiundvierzig aufgesucht hatte, und es erschreckte mich, dass ich ihn für eben diesen hielt, da er mit seiner vorzeitigen Glatze, den Brillengläsern eines hoffnungslos Kurzsichtigen und seiner untröstlichen Traurigkeit so alt aussah wie sein Groß-

vater mit siebzig. Konzentriert und mit der Sorgfalt eines Goldschmieds untersuchte er meinen ganzen Körper. Er hörte Brust und Rücken ab, prüfte den Blutdruck, die Kniereflexe, den Augenhintergrund, die Färbung des Unterlids. In den Pausen, während ich auf der Untersuchungsliege die Position wechselte, stellte er mir dermaßen schnell vage Fragen, dass ich kaum Zeit hatte, mir die Antworten zu überlegen. Nach einer Stunde sah er mich glücklich lächelnd an. Nun gut, sagte er, ich glaube, ich kann nichts für Sie tun. Was wollen Sie damit sagen? Dass Ihr Zustand der bestmögliche für Ihr Alter ist. Merkwürdig, sagte ich, es ist, als ob die Zeit nicht verginge. Das Gleiche hat mir Ihr Großvater gesagt, als ich zweiundvierzig war. Sie werden immer einen finden, der Ihnen das sagt, meinte er, weil Sie immer ein bestimmtes Alter haben werden. Als wollte ich ihn zu einem furchterregenden Urteil provozieren, sagte ich: Das einzig endgültige Alter ist der Tod. Ja, sagte er, aber es in so guter Verfassung zu erreichen wie Sie, ist nicht leicht. Es

tut mir wirklich leid, Ihnen nicht gefällig sein zu können.

Daran erinnerte ich mich gerne, doch am Vortag des 29. Augusts, als ich eisernen Schritts die Treppe meines Hauses erklomm, spürte ich das maßlose Gewicht des Jahrhunderts, das mich voller Gleichmut erwartete. Dann sah ich noch einmal Florina de Dios, meine Mutter, sie lag in meinem Bett, das bis zu ihrem Tod das ihre gewesen war, und sie gab mir den gleichen Segen wie damals, als ich sie zum letzten Mal sah, zwei Stunden bevor sie starb. Völlig durcheinander vor Rührung begriff ich dies als letzte Ankündigung und rief Rosa Cabarcas an, sie solle meine Kleine in eben dieser Nacht kommen lassen, denn ich sah voraus, dass sich meine Hoffnung, den letzten Atemzug meines neunzigsten Jahrs zu überleben, nicht erfüllen würde. Um acht Uhr rief ich noch einmal an, aber Rosa wiederholte, es sei nicht möglich. Es muss möglich sein, koste es, was es wolle, schrie ich sie in Panik an. Sie hängte auf, ohne sich zu verabschieden, doch fünfzehn Minuten später rief sie wieder an.

»Nun gut, hier hast du sie.«

Ich traf um zwanzig nach zehn bei Rosa Cabarcas ein und übergab ihr die letzten Briefe meines Lebens, in denen ich Verfügungen zu Gunsten der Kleinen nach meinem schrecklichen Ende getroffen hatte. Sie dachte, die Geschichte mit dem Erstochenen ginge mir noch nach, und sagte spöttisch: Wenn du sterben willst, dann bitte nicht hier. Ich aber erwiderte: Sag einfach, mich habe der Zug nach Puerto Colombia überrollt, diese jämmerliche Schrottkiste, die keinen in den Tod befördern kann.

Ich war auf alles vorbereitet, als ich mich in dieser Nacht aufs Bett legte und jenen finalen Schmerz im ersten Augenblick meines einundneunzigsten Jahrs erwartete. Ich hörte ferne Glocken, spürte den Seelenduft von Delgadina, die auf der Seite schlief, hörte einen Schrei am Horizont und die Schluchzer von jemandem, der vielleicht vor einem Jahrhundert in diesem Zimmer gestorben war. Dann löschte ich mit letzter Kraft das Licht, verschränkte meine Finger mit den ihren, um sie an der Hand mitzu-

nehmen, und zählte die zwölf Glockenschläge der Mitternacht mit meinen zwölf letzten Tränen, bis dann die Hähne zu krähen begannen und gleich darauf die Siegesglocken läuteten, die Feuerwerkskörper krachten und vom Jubel kündeten, dass ich meine neunzig Jahre gesund und munter überlebt hatte.

Meine ersten Worte waren an Rosa Cabarcas gerichtet: Ich kauf dir das Haus ab, ganz und gar, mit Laden und Obstgarten. Sie sagte zu mir: Lass uns doch vor dem Notar eine Abmachung unter alten Leuten treffen: Wer als Erster stirbt, vermacht alles dem anderen. Nein, denn wenn ich sterbe, soll alles für die Kleine sein. Das kommt aufs Gleiche raus, sagte Rosa Cabarcas, ich kümmere mich um sie und hinterlasse ihr dann alles, deines und meines; ich habe sonst keinen auf der Welt. Bis es so weit ist, gestalten wir dein Zimmer neu, mit einem anständigen Bad, Klimaanlage, deinen Büchern und deiner Musik.

»Glaubst du, sie ist damit einverstanden?«
»Ach, mein trauriger Gelehrter, es ist ja in Ordnung, dass du alt bist, aber sei bitte kein

Trottel«, sagte Rosa Cabarcas und wollte sich tot lachen. »Dieses arme Geschöpf ist ganz närrisch vor Liebe zu dir.«

Ich ging hinaus auf die strahlende Straße, und zum ersten Mal sah ich mich selbst am fernen Horizont meines ersten Jahrhunderts. Mein Haus, still und geordnet um Viertel nach sechs, begann sich an den Farben eines glücklichen Morgenrots zu erfreuen. Damiana sang aus voller Kehle in der Küche, und die gesundete Katze ringelte ihren Schwanz um meine Knöchel und begleitete mich bis zu meinem Schreibtisch. Ich ordnete gerade meine vergilbten Blätter, das Tintenfass, den Gänsekiel, als die Sonne zwischen den Mandelbäumen des Parks explodierte und der Flussdampfer mit der Post, wegen der Dürre eine Woche verspätet, tutend in den Hafenkanal einfuhr. Das war endlich das wirkliche Leben, mein Herz war gerettet und dazu verdammt, an wahrer Liebe zu sterben, in glücklicher Agonie, an irgendeinem Tag nach meinem hundertsten Geburtstag.

Zentaur 2004-12-06

Mai 2004